Bg.
0
52

Bip.

Bip.
Bg. o.
52.

Leben
des Grafen von Totleb[en]

17.

nebst dem tractat
unter dem titel:
Kriegsverrätherung und Kett[en]
des
Grafen von Totleben

Cöln, bey Peter Marte[au]
1762.

const.
6. bl.

Bip

Leben
des
Grafen von
Totleben,

ehemaligen Obriſten in den Dienſten
der General-Staaten der vereinigten Provinzen,
und nachherigen General-Lieutenants der Armeen Ihro
Majeſtät der Kaiſerinn und Selbſthalterinn
aller Reußen;

enthaltend deſſen

Begebenheiten und Feldzüge

nebſt

einem Tractat unter dem Titel:

Auferweckung und Rettung
des
Grafen von Totleben.

Aus dem Holländiſchen überſetzt.

Cölln,
bey Peter Marteau, 1762.

Leben
des
Grafen von Totleben.

Erſter Theil.

Geburt des Grafen von Totleben. Urſprung ſeiner Familie. Seine Erziehung. Seltſamer Charakter ſeiner Aeltern. Schelmſtreiche in ſeinen Kinderjahren. Seine Beförderung an dem Hofe des Churfürſten von Sachſen. Sein Liebesverſtändniß mit einer Dame in Dreßden. Seine Erhebung in den Grafenſtand. Seine Vermählung; ſeine Eheſcheidung. Abſetzung von ſeinem Poſten. Urſachen, warum er aus Sachſen gegangen, und ſeine Ankunft in Holland.

Der Wagehals, welcher unter dem Namen des Grafen von Totleben bekannt iſt, kann in einem Jahrhunderte, worinnen allem Anſehen nach Liſt und Kunſtgriffe das Schickſal der Menſchen entſcheiden, ſeines Gleichen haben, und hat deren vermuthlich; aber dieſer

irrende Ritter hat auf ſehr vielen Schaubühnen eine ſo gar außerordentliche, ja ſo gar große Rolle geſpielt, (denn es giebt mancherley Arten der Größe,) daß man Mühe haben würde, einen zu finden, deſſen Staatsſtreiche in der Welt ſo viel Lärmen gemacht hätten, als die ſeinigen.

Sein Geburtsort iſt nicht bekannt. Einige ſagen, er ſey in dem wittenbergiſchen oder Churkraiſe in Sachſen, andre, in einer demſelben benachbarten Gegend geboren worden. Dem ſey indeſſen, wie ihm wolle; genug, er iſt der Sohn eines gemeinen Edelmanns, der, ob er gleich von Adel geweſen, doch niemals weder den Freyherrn- noch Grafen-Titel geführt hat. Der alte Totleben beſoff ſich alle Tage zwey bis dreymal; und zwar nicht etwan mit einem geringen Maaße vom Weine; dergleichen Nüchternheit iſt bey den Deutſchen etwas Ungewöhnliches. Trinken, jagen, fluchen, ſich mit den Bauern herumzanken und ſie prügeln, Schulden machen und nimmermehr bezahlen, dieß waren ungefähr alle ſeine Beſchäfftigungen. Wenn der Wald einmal lange genug von dem Wiehern ſeiner Pferde, und dem Gebelle ſeiner Kuppelhunde erſchollen war, und er wieder nach Hauſe kam, ſo erſcholl ſein Haus von dem Schreyen und Lärmen ſeiner Frau. Man hätte meynen ſollen, ſie wäre mit allen Bauern aus der Nachbarſchaft einig worden, ihm alles das Ueble zu vergelten, das er ihnen anthat. Alles zitterte vor ihm, und er zitterte vor ihr. Es hat auch niemals ein vollkommeneres Muſter von einer Frau gegeben, als ſie. Sie war hochmüthig, ſtarköpfiſch,

jachzornig, herrſchſüchtig, und fürchtete ſich weder vor Himmel noch Hölle. Sie beherrſchte ihren Mann auf eine ſo gebietriſche Art, daß ihre geringſten Einfälle für ihn Befehle waren, denen er ſich entweder im Guten oder im Böſen unterwerfen mußte. Es war eine ſehr ſeltſame Erſcheinung, in einem Lande, da die Weiber Sklavinnen ſind, einen Mann zu ſehn, der ſo gehorſam war.

Der alte Totleben trug ſein Joch mit Ungeduld, und er hatte ſich erſt nach vielen vergeblichen Verſuchen entſchloſſen, ſich dieſe Unterwürfigkeit gefallen zu laſſen, weil er endlich begreifen lernte, daß die Anfälle der Wut bey einer Weibsperſon convulſiviſche Bewegungen ſind, die allen Arztneymitteln, der Stärke der Bewegungsgründe ſo wohl als den ſanften und leichten Mitteln widerſtehen. Indeſſen ſchämte er ſich ſeiner Schwäche. Bin ich nicht, ſagte er zu ſeinen Freunden, eine feige Memme, ein Narr, ein Einfaltspinſel, daß ich mich von einem Weibe hofmeiſtern laſſe, und zwar von einem Weibe, vor der ich mich mehr fürchte, als ich ſie lieb habe, da ich doch ſonſt kein furchtſamer Kerl bin? Aber was ſoll ich machen? Dieſes teufliſche Weib wäre im Stande, mir eine Piſtolen-Kugel durch den Kopf zu jagen, wenn ich drauf beſtehn wollte, ihr in einer Sache zuwider zu ſeyn; und ich habe wahrhaftig nicht Luſt, zu ſterben.

Bey dem allen war dieſe beherzte Amazone weder ſo unſcheinbar, daß es ihr an Liebhabern ge-

fehlt hätte, noch gegen die Empfindungen der Liebe ſo fühllos, daß ſie gegen dieſelben grauſam geweſen wäre. Sie wußte ſich wegen der Verachtung, die ihr verſoffener Gemahl gegen ihre Reizungen bezeigte, gar wohl, und zwar mit Wucher, ſchadlos zu halten. Hier iſt eine Probe davon. Wir wollen aber dieſes Stückchen nicht ſo wohl erzählen, um das Gemüthe des Leſers aufzuheitern, oder aus einer Begierde, das ſchöne Geſchlecht zu verläumden, als vielmehr, um zu zeigen, aus was für einem Geblüte unſer Herr Graf entſproſſen iſt. Wir wollen nichts hinzuſetzen.

Eines Tages beſoff ſich der alte Totleben; dieß war ſeine tägliche Gewohnheit; dieſes mal aber machte er ſich die Abweſenheit ſeiner lieben Frau zu Nutze, und genoß ein ziemliches mehr, als gewöhnlich. Kurz, er trank ſich ſo dicke, daß er ſich kaum auf den Beinen erhalten konnte. Es war ſpät; ſeine Frau ſollte bald wiederkommen; ſie kömmt, er hört ſie reden; wie ſoll er ihrem Zorne ausweichen? Wo ſoll er ſich verſtecken? Unter einen Tiſch, der ziemlich niedrig, mit einem großen Tuche behangen, und mitten in einen Saal geſtellt war, von dem die Ausſicht auf einen ſchönen Garten gieng; unterdeſſen aber beſiehlt er doch, ehe er ſich darunter verſteckt, ſeinem Bedienten, zu ſagen, er wäre ſpatzieren gegangen. Deſto beſſer, war ihre Antwort, indem ſie herein trat. Ein ganz neuer und friſcher Galan, den ſie eben erſt angeworben hatte, begleitete ſie; ſie wollte eine geheime Angelegenheit mit ihm ausmachen; und bey dergleichen Sachen iſt immer die dritte

Per-

Perſon überley, ausgenommen wenn es die Liebe iſt. Sie gehen alſo, ohne das Geringſte zu argwohnen, in den Saal, und legen ſich, in Ermangelung eines Sophas, ohne viel Umſtände alle beide mit einander auf den Tiſch, darunter ſich Totleben verſtecket hatte und ſeinen Rauſch ausſchlafen wollte. Die beiden Verliebten waren bereits an dem Schluſſe ihres Handels, als der furchtſame Liebhaber anfieng: Aber, gnädige Frau, wenn uns Ihr Herr Gemahl überfallen ſollte, was würde er ſagen? Er hätte Urſache, eiferſüchtig zu ſeyn. Sie ſind ſehr einfältig, antwortete ſie in einem luſtigen Tone; der Söffel liegt im Weinhauſe, oder im Hundeſtalle, oder in der Stutterey; er mag immer dort bleiben. Er wird ſehr wohl thun, wenn er nicht kömmt, und uns ſtört; aber wenn er auch käme, was würde er zu ſagen haben? Ein Jedes hat ſeinen eignen Geſchmack. Er liebt den Wein, ſeine Hunde, ſeine Pferde, und ich liebe ‒ ‒ ‒ Er mag nur kommen; wenn er ſich unterſteht, die Stirne zu runzeln, ſo breche ich ihm den Hals. Gnädige Frau, verſetzte der Liebhaber in eben dem Tone, es iſt doch noch immer beſſer, daß Sie ihn krönen, als wenn Sie ihm den Hals brächen. Dieſe Rache iſt ſüßer, und iſt auch einer ſo liebenswürdigen Dame, wie Sie ſind, anſtändiger.

Allem Anſehen nach verſtund Eins das Andre unvergleichlich. Blicke, Bewegungen, Augen, Hände, alles redete. Sie verſtanden einander ſo wohl,

daß auf die letzte keines das andre mehr hörte. Aber Totleben, der unter dem Tiſche ſtak, hörte alles; und ich überlaſſe dem Leſer, zu errathen, wie ihm zu Muthe ſeyn mochte. Man braucht dazu kein großer Hexenmeiſter zu ſeyn.

Die verliebte Scene deuchte den ſpielenden Perſonen ziemlich kurz, und Totleben ohne Zweifel ſehr langweilig. Unterdeſſen hielt er ſich doch in ſeinem Loche ſehr ſtill, und der Verdruß, zu ſehn, daß man ihn auf eine ſo grauſame Weiſe beſchimpfte, ohne daß er ein Wort ſagen durfte, machte ihn gar bald wieder nüchtern. Wenn er gedurſt hätte, ſo würde er ſeine Schande in dem Blute dieſes Galans abgewaſchen haben; aber er durfte nicht.

Indeſſen ſchüttelt Amor ſeine Flügel, und eilt davon; und unſre beiden Verliebten gehen in den Garten, um friſche Luft zu ſchöpfen. Der Gefangne macht ſich dieſen Augenblick zu Nutze, kriecht unter dem Tiſche hervor, um Odem zu holen, und zugleich ſeinen Zorn auszulaſſen. Weil er aber gleich etliche Weinflaſchen gewahr wird, ſo bemächtigt er ſich derſelben, und denkt, er könne nichts beſſeres thun, als ſeinen Verdruß im Weine ertränken. Nachdem er durch dieſes Specificum einige Linderung erlanget, geht er fort, läßt zwey Pferde ſatteln, befiehlt einem Bedienten, ihn zu begleiten, ſtiehlt ſich heimlich zu einem ſeiner vertrauteſten Freunde, der einige Meilen davon wohnte, und faßt einen feſten Entſchluß, ſich von ſeiner untreuen Gemahlinn ſcheiden zu laſſen, und indeſſen bey ſeinem Freunde

zu

zu bleiben, bis die Eheſcheidung nach den Rechten förmlich zu Stande iſt.

Die Frau von Totleben und ihr Liebhaber hatten ſich geſchmeichelt, daß ſie die Gunſtbezeigungen der Venus ohne Zeugen genoſſen hätten. Sie waren aber kaum wieder in den Saal zurück gekommen, um ſich zu erfriſchen, als ſie gewahr wurden, daß ihre beiden Flaſchen ausgeleert wären. Dieſer Diebſtahl nahm ſie Wunder, und ſie hatten keine Muthmaaßung auf den Thäter. Das iſt ſeltſam, Herr Baron, ſagte ſie mit einiger Beſtürzung, entweder meine Leute betrügen mich, oder der Teufel iſt in dem Saale geweſen. Man hielt unter den Bedienten deßwegen ſcharfe Nachfrage. Sie betheuerten aber alle zuſammen ihre Unſchuld, und verſicherten, es wäre keines von ihnen in den Saal gekommen.

Totleben brachte dieſe Nacht außer ſeinem Hauſe zu, und ſeine Gemahlinn ſchlief deſſen unerachtet vortreflich. Frühmorgens aber ſchickte er ſehr früh ſeinen Freund an ſie, und ließ ihr die Trennung ihrer Ehe antragen. Nunmehr wurde ſie inne, daß man auf ſie Achtung gegeben hätte; und weil ſie ſich des Ehebruchs eben ſo ſehr ſchuldig fand, als ſie überzeuget war, daß man ſie davon überführen könnte, ſo willigte ſie den Augenblick darein, und begehrte weiter nichts, als die Gnade, daß ihre beiden Söhne, von denen unſer Graf der älteſte war, unter ihrer Aufſicht bleiben möchten. Zum Unglücke wurde ihr ihre Bitte gewähret. Dieſe Frau verſtand ſich beſſer auf die Wahl der Liebhaber, als auf die Wahl

der Hofmeiſter, und vertraute die Erziehung ihrer Kinder dem Fleiße eines Menſchen an, deſſen geringſtes Laſter dieſes war, daß er einen liſtigen Galgenvogel vorſtellte. Welch ein Lehrmeiſter, und welch ein Exempel für junge Schüler! Welch eine Schule! was für Grundſätze und Geſinnungen!..

Aber alles dieſes reimte ſich vortrefflich mit den Neigungen des jungen Totleben, deſſen Geſchichte wir ſchreiben. Da er von Natur zur Schelmerey aufgelegt, und in allen Arten von böſen Streichen ſehr erfindungsreich war, ſo diente das böſe Exempel ſeiner Mutter und ſeines Hofmeiſters bloß, ſeinen Charakter deſto früher zu entwickeln, und die Progreſſen deſſelben zu befördern. Tauſenderley eben ſo feine als boshafte Streiche kündigten ſehr frühzeitig die größten Miſſethaten an; und es zeigte ſich von ſeiner Kindheit an ſchon im Kleinen, was er bey einem reifern Alter im Großen werden ſollte. Er verrieth dieſes nicht nur durch das, was er that; ſondern ein innerliches Gefühl des Zukünftigen machte ſo gar, daß er ſich ſelbſt ſein Ende weißagte; und man verſichert, daß er bey der Unterſuchung ſeines eignen Herzens ſelbſt von ſich gemuthmaaßt haben ſoll, er werde keines natürlichen Todes ſterben.

Unter den Schelmſtreichen, die ſeine Jugend merkwürdig machten, gehört folgender nicht unter die ſchlechteſten.

Als er eines Tages kein Geld hatte, und doch welches haben wollte, worinnen auch nur das Mittel beſtünde, es zu bekommen, ſo gieng er zu einem Goldſchmiede, und begehrte im Namen ſeiner Mut-

ter und für ſelbige zwo ſilberne Trinkſchaalen oder Schüſſeln, die er ſo gleich für die Hälfte des Werthes an einen Juden verhandelte. In kurzem hatte er verthan, was er dafür bekommen hatte. Der Goldſchmidt, weil er ihn kannte, hatte kein Bedenken getragen, ihm dieſe Sachen anzuvertrauen. Als er aber der Frau von Totleben ſeinen Zettel darüber brachte, ſo verſicherte ſie ihn, daß ſie hiervon gar nichts wüßte, und weigerte ſich, die Schüſſeln zu bezahlen. Dieſe Sache gab Anlaß zu einem Proceſſe, der ſich zum Nachtheile des Goldſchmidts endigte; weil es ihm an hinlänglichen Beweiſen mangelte, ſo wurde er mit ſeiner Foderung abgewieſen; denn der junge Dieb leugnete die That.

Das vornehmſte Studiren des jungen Totleben beſtund darinnen, daß er das Leben des Cartouche, und die Kunſtgriffe der Beutelſchneider las; und er gab durch ſein Betragen zu erkennen, daß er bald ſelbſt ein andrer Cartouche werden würde. Wenn er an der Geldnoth krank lag, ſo nahm er ſeine Zuflucht zu dem letztern von dieſen beiden Büchern. Zur Nachahmung eines Kunſtſtückchens, das er darinne fand, gerieth er auf den Einfall, verſchiedne Bogen Papier wie Briefe zu brechen, und ſie zu verſiegeln, aber ohne etwas hinein zu ſchreiben; Hierauf addreſſirte er dieſelben an dieſen und jenen unter den vornehmſten Einwohnern der Stadt. Der Briefträger war ein junger Menſch, oder, wie Andre ſagen, ein alter armer Mann, dem er für ſeine Mühe eine kleine Belohnung gab.

Das

Das Porto für dieſe Briefe wurde ihm getreulich überbracht, und diente zu ſeinem Taſchengelde.

Man will wiſſen, daß er noch kaum funfzehn Jahre alt geweſen, als er ein Bauermädchen, die noch jünger, als er, war, genothzüchtigt haben ſoll.

Man hatte ihm einen Bedienten zur Aufwartung gegeben, der von Geburt ein Franzoſe war, und dem er eines Tages aus bloßem Muthwillen und Eigenſinne etliche Stiche mit dem Degen gab, und ihm zwo gefährliche Wunden beybrachte; weil aber der Kerl bald wieder geheilt wurde, ſo hatte dieſer Vorfall weiter keine Folgen.

Unterdeſſen hatte die Frau von Totleben immer noch eine Menge von mächtigen Freunden, die ſich ihr und ihrer Kinder Beſtes ſehr angelegen ſeyn lieſſen. Auf Anhalten derſelben kam ihr Sohn an den Hof des Königs von Pohlen, Churfürſtens von Sachſen, anfänglich als Page, und einige Zeit darauf als Kammerjunker. Währender Zeit, daß er noch Page war, vertrieb er Sr. Majeſtät oftmals die Zeit mit der Erzählung ſeiner liſtigen und ſchelmiſchen Streiche. Indeſſen ereignete es ſich iedoch einſtmals, daß nicht viel daran fehlte, daß er ſich nicht durch ſeine gar zu große Verwägenheit in Ungnade gebracht hätte. Der König hatte ein neues blauſammetnes Kleid zum erſten male an, das ſehr reich galonniret war. Der junge Totleben, dem dieſes Kleid ins Auge ſtach, faßte den Anſchlag, daſſelbe durch einen ſeiner gewöhnlichen Streiche an ſich zu bringen; und da er den König ſelbigen Tag bey der Tafel bediente, ſo ſchüttete er mit Fleiße ein

Glas

Glas Wein auf dieſes nämliche Kleid. Dieſer Prinz, der die Sache für einen bloßen Zufall anſah, that weiter nichts, als daß er ſeinem Pagen einen kleinen Verweis gab. Es thut nichts, Jhro Majeſtät, verſetzte der junge Menſch mit ſeiner gewöhnlichen Munterkeit; Jhro Majeſtät können Sich alle Tage ſo reich kleiden; aber ich bin ein armer Teufel, und dieſes Kleid würde mir noch immer vortrefflich ſtehn.

Da der junge Totleben zum Kammerjunker des Churfürſten ernannt wurde, welches zwey Jahr darauf geſchah, nachdem er an den Hof gekommen, ſo war er eben zu dem gefährlichen Alter gelangt, in welchem die Leidenſchaften ihre Herrſchaft mit der größten Heftigkeit ausüben. Zu dem weis man ja, daß der Hof gemeiniglich der Wohnplatz der Galanterie iſt. Die Gelegenheiten zeigen ſich daſelbſt auf derjenigen reizenden Seite, die der Leidenſchaft und der Eitelkeit ſo ſchmeichelhaft iſt. Man hat den ſächſiſchen Hof, unter den beiden Königen Auguſt dem andern und dritten, iederzeit für einen der galanteſten und prächtigſten in Europa gehalten. Ein junger Edelmann, wie Totleben, der wohl gemacht iſt und Witz hat, mußte unfehlbar in Liebeshändel gerathen. Die Markgräfinn von ‥‥, ein Frauenzimmer, die bereits auf ihrer Rückreiſe aus dem Lande der Jugend begriffen war, und die, unerachtet der Liebe ihres Gemahls, von der ſie verſichert ſeyn konnte, doch gern eine ſchöne Mannsperſon ſehn mochte, konnte den neuen Kammerjunker nicht mit gleichgültigen Augen anſehn. Da ſie auf die Gemüths-

müthsart und Eigenſchaften der Hofleute genau Achtung zu geben pflegte, ſo wurde ſie gewahr, daß Totleben lebhaft und überaus kühn war. Dieſe Entdeckung kam ihren Abſichten zu Statten. Wenn eine alte Frau einen jungen Menſchen beſiegt, ſo heißt das nichts anders, als ſie erkauft ſich ſeine Careſſen. Dieß iſt ein doppelter Sieg. Kurz darauf zeigte ſich eine ſehr günſtige Gelegenheit. Wie? ſollte es wohl verliebten Frauenzimmern daran fehlen? Und können wohl die jungen Mannsperſonen den Anerbietungen widerſtehn, die ſie ihnen thun? Die Frau Markgräfinn bekam durch ihre Spionen (eine Gattung Leute, von denen die Höfe wimmeln) die Nachricht, daß Totleben einen beträchtlichen Verluſt im Spiele erlitten hätte. Dieſer Zeitung bediente ſie ſich auf eine geſchickte Weiſe, um einen Vorwand zu haben, ſich mit ihm bekannt zu machen. Zu dem Ende ließ ſie ihm einmal frühmorgens ſagen, er ſolle zu ihr in den Garten bey ihrem Palaſte kommen. Totleben ermangelte nicht, ſich zu der beſtimmten Minute dahin zu verfügen, ohne daß er erſt lange herumgeſonnen hätte, was wohl der Bewegungsgrund zu dieſer Beſtellung ſeyn möchte.

Indem er alſo mit ihr ſpazieren gieng, verwies ſie ihm auf eine gütige Art ſeine Neigung zum Spiele. **Es kränkt mich, mein Herr,** ſagte ſie zu ihm, **daß ich ſehn muß, wie ſehr Sie dem Spielen ergeben ſind. Der Zeitvertreib eines Edelmanns, der ſo viel Verſtand hat und eine ſo gute Perſon vorſtellt, ſollte wohl von beßrer**

Art ſeyn. Ich habe Ihretwegen mit dem Könige geſprochen, und werde es mehrmals thun, ihm Ihr Beſtes zu empfehlen. Unterdeſſen aber machen Sie es auch darnach, daß ich keine Urſache finde, die Güte zu bereuen, die ich Ihnen erzeige.

Die Markgräfinn ließ es nicht bey dieſer bloßen Gewogenheit bewenden. Dieſes vielſagende Geſchwätz wurde mit einem Geſchenke begleitet, das noch mehr ſagte. Sie überreichte Totleben einen Beutel mit zweyhundert Ducaten, um ihn wegen des Verluſtes, den er neuerlich erlitten hatte, ſchadlos zu halten. Jedoch wurde ihm dieſes Geſchenk nur unter der Bedingung gegeben, daß er künftig weiter nicht öffentlich ſpielen ſollte, als bey öffentlichen Aſſembleen, wo das Spiel ein bloßer Zeitvertreib iſt; und unter vier Wänden mit ihr. Totleben verſprach, was man von ihm verlangte; und ſein Betragen war auch ſeinem Verſprechen gemäß. Man hat ihn wirklich die ganze Zeit über, ſo lange er bey der Markgräfinn in Gunſt geſtanden, ſonſt niemals in ein Spiel verwickelt geſehen, als in öffentlichen Aſſembleen, wo die Höflichkeit es gar nicht zuläßt, daß man es ausſchlägt. Er ſpielte aber auch von Zeit zu Zeit mit ſeiner gnädigen Frau allein; iedoch es iſt unnöthig, dieſes zu erinnern. Kurz, dieſer glückliche Cavalier wußte ſich ihre Gewogenheit immer mehr und mehr zu erwerben, daß er ſo gar ihr einziger Liebling wurde, und von ihrer Gunſt ſehr viel Vortheile einerndtete. Die Hofleute wurden dieſe ungemeine Vertraulichkeit gewahr, und

benei-

beneideten dieſen Liebling um ſein Glück, der hingegen auf ſeiner Seite ſtolz und aufgeblaſen ward. Endlich machte dieſer Umgang den König von Pohlen aufmerkſam, der die öftern Aufwartungen des von Totleben bey der Markgräfinn bisher als einen bloſſen Zeitvertreib für ſie angeſehen hatte. Der Graf von Brühl, deſſen Premier-Miniſter, befürchtete üble Folgen davon, und gab Sr. Majeſtät den Rath, Totleben zu nöthigen, daß er ſich vermählte. Die Gräſinn von Seiſertitz wurde erwählet und beſtimmet, Totlebens Gemahlinn zu werden. Und um dieſe Heirath deſto ſchicklicher zu machen, dachte man auf ein Mittel, eine Art von Gleichheit des Standes zwiſchen beiden Eheleuten aufzurichten. Die Gelegenheit dazu bot ſich von ſelbſt dar. Der kaiſerliche Thron war damals erlediget, und es iſt bekannt, daß der Churfürſt von Sachſen währender Vacanz allemal das Vicariat hat, und alle Prärogativen genießt, die dem Kaiſer zukommen. Man beſchloß alſo, Totleben in den Grafenſtand zu erheben. Dieſe Erhebung geſchah gerade um die Zeit ſeiner Vermählung.

Daß der Churfürſt an den Gunſtbezeigungen, welche die Frau Markgräfinn dem Totleben erwies, ein Mißfallen hatte, war unſtreitig der Grund zu ſeinem Glücke; denn er erhielt dadurch nicht allein den gräflichen Titel, eine Ehre, auf die er nimmermehr hätte dürfen Anſpruch machen, und verband ſich mit einer vornehmen Familie; ſondern die Freunde ſeiner Gemahlinn wendeten auch ihr ganzes Anſehen an, es dahin zu bringen, daß er zu einem

Mit-

Mitgliede des Juſtizcollegii ernannt wurde. Unterdeſſen that die Markgräfinn, weil ſie von dieſem Vorhaben benachrichtiget wurde, und über ihren Liebling wegen der Vermählung, die er geſchloſſen hatte, mißvergnügt war, alles Mögliche, die Sache zu hintertreiben.

Der Erfolg dieſer Vermählung ſtimmte aber auf keine Weiſe mit der Hoffnung überein, die man ſich davon gemacht hatte. Wir wollen hier keinesweges den Urſprung der Uneinigkeit unterſuchen, welche zwiſchen den beiden Eheleuten herrſchte, und die ſo traurige Folgen nach ſich gezogen hat. Man weis noch heutiges Tages nicht recht eigentlich, welchem von beiden die meiſte Schuld davon beyzumeſſen iſt. Jedoch iſt ſo viel gewiß, daß der Graf nicht wenig dazu beygetragen hat, und zwar nicht allein durch ſein ungeſittetes und hochmüthiges Betragen gegen eine Gemahlinn, welche Hochachtung verdiente, ſondern auch durch ſeine Verſchwendung und ſeinen unordentlichen Lebenswandel. Wir haben oben geſagt, daß Totleben während der Zeit, da er der Liebling der Frau Markgräfinn von .... geweſen, beträchtliche Geſchenke von dieſer Prinzeſſinn gezogen habe, welche einige Leute bis auf zwanzig tauſend Reichsgulden rechnen wollen. Indeſſen geſtund er doch ſeiner Gemahlinn den Tag nach ihrem Beylager, daß er noch heimliche Schulden hätte, die ſich auf etwas über ſechs tauſend Thaler beliefen. Dieſes Geſtändniß nahm die Gräfinn ſehr Wunder, und kränkte ſie nicht wenig; ſie hatte aber die Großmuth, dieſe Schulden den Augenblick zu

tilgen, indem ſie das Geld von dem Wittwengehalte nahm, der ihr ausgeſetzt war. Kaum war dieſe Bezahlung geſchehen, ſo machte der Graf aus einem Hange zur Verſchwendung, der den Grund ſeines Charakters ausmachte, aufs neue Schulden, die noch viel beträchtlicher waren, als die vorigen. Die Einkünfte von ſeiner Bedienung wurden auf bloße thörichte Ausgaben verwendet, und von dem Spiele und der Galanterie verſchlungen; ſo daß die Gräſinn, ſeine Gemahlinn, den Aufgang in der häuslichen Wirthſchaft ganz allein trug; und wie groß war nicht dieſer!

Der Graf legte ſich endlich auf alle Arten von Ungerechtigkeiten und krummen Wegen, um ſeine Finanzen zu erweitern. Unter andern gerieth er auf folgende Erfindung; wenigſtens hat ihm die Welt dieſes Schuld gegeben. Da er Einer von den Richtern des Tribunals zu Dreßden war, ſo verkaufte er in einer wichtigen Sache, die vor dieſem Gerichte entſchieden werden ſollte, ſeine Stimme für vier hundert Ducaten an einen Mann von Range, der in die Sache verwickelt war. Dieſe Beſchuldigung, welche verſchiedne Umſtände ziemlich wahrſcheinlich machen, war allem Anſehen nach die Urſache, welche den Churfürſten kurz darauf bewog, den Grafen von Totleben ſeiner Bedienung zu entſetzen, und ihn nachher gar aus Sachſen zu verbannen. Und weil man damals noch einige andre Verbrechen entdeckte, deren er ſich ſchuldig gemacht hatte; ſo würde er vermuthlich noch härtere Züchtigungen erfahren haben, wenn er ſich nicht durch eine eilige Flucht in Sicherheit begeben

geben hätte. Bey dieſem allen begegnete er ſeiner Gemahlinn ſo übel, daß ſie ſich gezwungen ſah, um die förmliche Eheſcheidung anzuhalten, welche ſie auch noch erhielt, ehe er verbannet wurde.

Unter der großen Menge von üblen Begegnungen und bittern Beleidigungen, welche er der Gräfinn wiederfahren ließ, erzählt man öffentlich, daß er ein paar liederliche Weibsbilder zu ſich holen laſſen, die ganze Nacht in den Armen derſelben zugebracht, und die Gräfinn mit dem Piſtole in der Hand gezwungen habe, bey dieſem niederträchtigen Schauſpiele eine Zuſchauerinn abzugeben. Wir übergehen viele andre ähnliche Thaten mit Stillſchweigen, aus Beſorgniß, daß ſie der Leſer für erdichtet halten möchte.

Seitdem unſer neugebackner Graf das Schooskind des Glücks geworden war, wurde er vor Hochmuthe ganz aufgeblaſen; und es fanden ſo gar diejenigen nicht einmal mehr Zutritt bey ihm, mit denen er, ſich bekannt zu machen, vorher ſich zur Ehre gerechnet haben würde. Sein Glück, ſeine Würde, und das Amt, das er bekleidete, zogen ihm bey Hofe eine Menge Feinde über den Hals; und zu gleicher Zeit machte ſein unerträglicher Stolz, daß er ſo gar noch die wenigen Freunde verlor, die er bisher gehabt hatte. Nachdem er ſich um den Schutz der Frau Markgräfinn gebracht, ſo mußte er alles Mögliche von der Ungnade ſeines Herrn befürchten, und es war kein Menſch, der nicht ſeinen Fall gewünſcht hätte. Der Graf von Brühl, der über Totlebens Unbeſcheidenheit eben ſo ver-

drüßlich, als über ſeine boshaften Streiche und heimlichen Kunſtgriffe in den rechtlichen Angelegenheiten aufgebracht war, kündigte ihm mit klaren und deutlichen Worten an, daß er ihm ſeinen Schutz gar nicht weiter gönnen wolle. Ja, er wurde in der Folge ſelbſt einer ſeiner größten Verfolger. Daher hat auch Totleben ſeit der Zeit zu allen, die es nur anhören wollten, geſagt, er ſähe den Grafen von Brühl als das vornehmſte Werkzeug zu ſeinem Falle an; aber im Grunde hatte er denſelben weiter niemandem, als ſich ſelbſt, zu danken.

Außer dem entſetzlichen Nachtheile, den die Eheſcheidung ſeiner Ehre brachte, welche bereits auf andern Seiten ſehr beflecket war, ſollten auch ſeine Kunſtgriffe und widerrechtlichen Bosheiten, deren er ſich in ſeinen Amtsangelegenheiten ſchuldig gemacht hatte, vermöge eines churfürſtlichen Befehls, von einer Commißion unterſuchet werden, die zu dieſer Abſicht niedergeſetzt wurde. Totleben befand nicht für gut, einen Proceß abzuwarten, der ganz gewiß nicht zu ſeinem Vortheile ausſchlagen konnte. Er glaubte alſo, es erfodre die Klugheit, dem Sturme auszuweichen, und ſich mit einer geſchwinden Flucht einer Züchtigung zu entziehn, von der er ſich bewußt war, daß er ſie nur gar zu wohl verdienet hatte. Er machte ſich über Hals über Kopf, bey Nacht und Nebel aus Dreßden davon. Es war Zeit, denn drey oder vier Stunden darauf kamen die Gerichtsdiener, ſich ſeiner Perſon zu verſichern, und ihn in

eben das Gefängniß zu bringen, wo einige Zeit nachher die Gräſinn von Camas *) eingeſperrt wurde.

Totleben verfügte ſich in das Land des Herzogs von Sachſen-Weißenfels, und hielt ſich daſelbſt unter dem Schutze dieſes Prinzen eine geraume Zeit auf. Er erfuhr daſelbſt, einige Wochen nachher, ſein Urtheil, wodurch er ſeines Amtes, als Juſtizrath, entſetzet, und überdieß für unfähig erkläret, iemals die geringſte Bedienung zu verwalten, ja ſo gar aus den Staaten des Churfürſten von Sachſen auf ewig verbannet wurde. Dieſe Zeitung erbitterte ihn dermaaßen, daß er dem Premierminiſter, Grafen von Brühl, einen Brief voller Schmähungen und Vorwürfe ſchrieb, worinnen er ihm alles ſein Unglück ſchuld giebt, und ihn den Anſtifter und Urheber ſeiner Ungnade nennt. „Mein lahmer Herr geheimder Rath, „ſagt er zu Ende ſeines Briefes, wenn Ihr „gar zu leichtgläubiger Herr nicht ſo viel Ver„trauen auf Ihre verderblichen Anſchläge „ſetzte, ſo würde es um Sachſen beſſer ſte„hen.„ Weil ſich aber dieſer weiſe Miniſter aus dem Mißvergnügen und den Schmähungen eines ſolchen landflüchtigen Herumläufers wenig machte,

*) Die Gräſinn von Camas iſt aus Staatsurſachen verurtheilet worden, ihre Lebenszeit in dieſem Gefängniſſe zuzubringen. Da ſich aber der König von Preußen das letzte mal der Stadt Dreßden bemeiſterte, ſo ſtellte er dieſe Dame auf freyen Fuß.

der nach Urtheile und Rechte gerichtet und verurtheilet war, und dem bloß die Verzweiflung ſeine Worte eingab, ſo nahm er ſich nicht die Mühe, auf einen ſo unverſchämten Brief zu antworten.

Währender Zeit, daß ſich Totleben zu Weißenfels aufhielt, hatte der Herzog dieſes Namens endlich Mitleiden mit ihm; und weil er verſichert war, daß ſein Glück, in Abſicht auf den Dreßdner Hof, unwiederbringlich verloren wäre, ſo bot er ihm ſeine Empfehlung an den Churfürſten von Bayern an, welcher um ſelbige Zeit gleich unter dem Namen Carls des ſiebenten zum Kaiſer erwählet worden war, in der Hoffnung, daß ihm dieſer Monarch eine Bedienung unter ſeinen Truppen geben würde. Einige wollen vorgeben, der Herzog habe ihm auch eine Majors- oder, wie andre ſagen, eine Hauptmanns-Stelle angetragen. Dem ſey aber, wie ihm wolle; genug, Totleben, der ſeines Unglücks unerachtet, größre Abſichten im Schilde führte, dankte ſeinem Beſchützer für ſeine gütigen Anerbietungen, und gieng kurze Zeit darauf nach Regenſpurg, wo ſich damals der Kaiſer befand. So bald er daſelbſt angelangt war, machte er dieſem Prinzen ſeine Aufwartung, und hielt bey ihm um die Erlaubniß an, ein Regiment zu ſeinen Dienſten anzuwerben. Seine Majeſtät aber lehnten dieſen Vorſchlag ab, es ſey nun aus Achtung für den Churfürſten von Sachſen, oder es ſey auch, weil er ſich keinen gar zu vortheilhaften Begriff von Totleben machte; jedoch ſchlug er es ihm nicht rund ab, ſondern mit einem: **Wir wollen**

len ſehn. Die Sache verzog ſich alſo in die Länge; und weil der Graf inne wurde, daß man ihn aufzuhalten dächte, ſo faßte er den Entſchluß, ſich nach Holland zu verfügen, wo er kurze Zeit darauf anlangte.

Damals war das Kriegsfeuer in ſeiner ganzen Stärke ausgebrochen. Eine Menge von franzöſiſchen und deutſchen Landſtreichern, wie Totleben war, hatten ſich nach dem Haag begeben, um der Republik ihre Dienſte anzubieten. Alle dieſe irrenden Ritter verſprachen lauter güldne Berge; und wenn man ihnen hätte glauben wollen, ſo waren ſie lauter Helden, die ſich mit merkwürdigen und der Unſterblichkeit werthen Thaten hervorthun wollten. Die Zeit hat es gelehret, wozu ſie fähig waren; und die Jahrbücher des Landes haben das traurige Andenken der verhaßten Thaten eines De Vial, eines Franchipani, und des abſcheulichen Verfahrens desjenigen Wagehalſes aufbehalten, deſſen Geſchichte wir ſchreiben.

Unſer Herr von Totleben, der ſich mit ſeinem Grafentitel nicht wenig breit machte, erſchien bey Hofe mit einem Glanze, der fähig war, ihm ein Anſehn zu geben. Er hatte noch eine ziemliche Summe Geldes von dem Raube, den er in Sachſen gemacht, außer den dreyhundert Ducaten, womit ihn der Herzog von Weißenfels bey ſeiner Abreiſe begnadiget hatte. Ueberdieß hatte er, da er dieſes Prinzen Land verlaſſen, noch zweyhundert Ducaten von einem Juden geborgt, der ſich

von ſeinem Stande blenden ließ, und zu viel Vertrauen in ihn ſetzte, als daß er hätte auf die Gedanken kommen ſollen, er werde von ihm betrogen werden. Einen Theil von dieſem Gelde wendete er an, ſich Freunde zu machen. Er beſuchte die öffentlichen Verſammlungen, und erſchien an den geſetzten Tagen ſehr ordentlich bey Hofe. Ueberall wurde er als ein Mann von vornehmer Herkunft, der bey dem Militair-Weſen Bedienung ſuchte, aufgenommen und geehret. Er wurde von einem unter den Hofleuten unter dieſem Titel angekündigt, und von eben demſelben dem Prinzen Stadthalter vorgeſtellt, bey welchem er auch nachher eine Privataudienz hatte.

Dieſe Unterredung dauerte über eine Stunde. Der Prinz befragte ihn wegen verſchiedner beſondern Umſtände in Abſicht auf das Intereſſe von Sachſen. Der Graf antwortete ihm auf ſeine Fragen mit allem Witze, und mit dem Tone und der Dreiſtigkeit eines erfahrnen Hofmanns. Er ertheilte Sr. Durchl. gewiſſe Nachrichten, darüber Sie ſehr vergnügt waren. Hierauf that der Prinz einige Fragen an ihn wegen der Urſachen, die ihn bewogen hätten, nach Holland zu kommen. Ich habe weiter keine, verſetzte er, als die Begierde, und die Ehre, der Rebublik unter Ihro Durchl. Regierung zu dienen. Ihro Durchl. fragten ihn ferner, auf was für einen Fuß er denn gern zu dienen wünſchte. Alsdann fieng Totleben an, zu erkennen zu geben, er wünſchte die Erlaubniß zu erhalten, daß er ein Regiment

Infan-

Infanterie zum Dienſte des Staats anwerben, und zum Obriſten deſſelben ernannt werden könnte; wozu er ſo dann die Verſicherung ſetzte, er werde ſich Mühe geben, die zum Regimente erfoderlichen Leute binnen kurzer Zeit herbey zu ſchaffen. Herr Graf, ſagte der Prinz, ich werde heute noch mit den General-Staaten ſprechen; es ſollen einige neue Regimenter aufgerichtet werden; und ich verſpreche Ihnen, daß ich Ihnen ein Infanterie-Regiment geben will, ſo bald Ihro Hochmögenden Ihre Entſchließungen gefaßt haben. Unterdeſſen ſeyn Sie beſorget, ſich mit guten Recruten zu verſehn. Hierauf beurlaubte ſich der Graf, ganz entzückt über die gnädige Aufnahme und Verſprechung Ihro Durchl.

Zweyter Theil.

Der Graf von Totleben bekömmt ein Regiment in den Dienſten der vereinigten Niederlande; ſeine Kunſtgriffe bey der Anwerbung deſſelben. Liebeshandel mit der Frau von G. zu Thiel; ſeine luſtige Verzweiflung. Er zieht an der Spitze ſeines Regiments zu Felde. Vorfall mit einem Officier zu Breda, und im Haag. Seine Liſt gegen einen Juwelierer. Sein Regiment wird caßiret. Meuchelmord ſeines Majors zu Tholen. Man hat Totleben deßwegen im Verdachte. Er entführt ein junges Frauenzimmer in Amſterdam. Seine Ankunft in Berlin; ſeine Vermählung. Neigung des M = = = C. zu der Gemahlinn des Grafen; merkwürdige Folgen dieſer Zuneigung. Totlebens andre Ehe wird caßiret. Seine Abreiſe aus dem Brandenburgiſchen. Seine Ankunft in Hildburgshauſen, und ſein Verfahren gegen die Herzoginn daſelbſt.

Die General = Staaten ſahen ſich damals in die Nothwendigkeit geſetzt, den Franzoſen, welche einen Einfall in ihr Gebiete gethan hatten, die Spitze zu bieten; und weil ſie ihnen eine genugſam ſtarke Macht entgegen ſetzen mußten, ſo konnte ihnen nichts angenehmer ſeyn, als Vorſchläge zur Anwerbung neuer Regimenter. Der Prinz von Oranien, welcher vor kurzem zum Stadthalter und Generalfeldherrn der geſammten vereinigten Provinzen erwählet worden, war aufs ſorgfältigſte bedacht, den Militair-Staat,

Staat, welcher binnen einem Frieden von dreyßig Jahren ſehr in Abnahme gerathen war, wieder in die Höhe zu bringen. Se. Durchl. faßten den Entſchluß, alles Mögliche zu thun, um denſelben nicht nur zu verſtärken, ſondern auch deſſen ehemaligen Glanz wieder herzuſtellen. Und in der gewiſſen Verſicherung, worinnen dieſer Prinz ſtand, daß der Graf von Totleben eins von den Werkzeugen ſeyn ſollte, deſſen er ſich auf eine nützliche Art bedienen könnte, zu ſeinem Zwecke zu gelangen, machte er ihn zum Obriſten eines Infanterie-Regiments, das man aufzurichten beſchloſſen hatte; aber unter der Bedingung, daß dieſes Corps auf den nächſten Sommer vollzählich, und im Stande wäre, den Feldzug mit zu thun.

Der Graf hatte ſich anheiſchig gemacht, das Regiment auf ſeine Koſten, und aus ſeinem Beutel anzuwerben, und mit Gewehre zu verſehn. Im Betracht dieſes Verſprechens bewilligte man ihm in der Capitulation, die darüber aufgeſetzt wurde, die Freyheit, daß er ſelbſt alle Officiers darunter ernennen ſollte. Dieſe Gnade machte ſich unſer geldhungriger Landſtreicher zu Nutze, ſich dadurch vermittelſt der allerfeinſten Ungerechtigkeiten zu bereichern. Er ſah dieſes ſo gar als eine unerſchöpfliche Geldquelle an. Die Unerſättlichkeit, mit der er es mißbrauchte, gab zu vielerley Unfug Anlaß. Er verhandelte nicht allein mehr Hauptmanns- und Subaltern-Officiers-Stellen, als er bey dem Regimente brauchen konnte, ſondern er verkaufte ſie ſo gar gemeiniglich an die Meiſtbietenden; da-

her

her es denn kam, daß oftmals die ungeſchickteſten Leute den Vorzug hatten, weil das Geld in ſeinen Augen die Stelle aller Verdienſte vertrat. Auf dieſe Weiſe ſtellte ſich der liſtige Obriſte wegen der Unkoſten, die er aufgewendet hatte, das Regiment anzuwerben und mit Gewehre zu verſehn, nicht allein ſchadlos, ſondern er ſteckte auch, nach glaubwürdigen Nachrichten, achtzehn tauſend Gulden, und drüber, in ſeinen Beutel.

Der Sammelplatz des Regiments von Totleben war ihm zu Thiel in Geldern angewieſen. Verſchiedne Officiers, welche Stellen darunter bekommen hatten, auf die Bedingung, daß ein ieglicher eine gewiſſe Anzahl Recruten verſchaffen ſollte, waren nach Deutſchland gegangen, ein Land, das man mit Rechte das Soldaten-Magazin nennen könnte, von dar ſie auch allerhand in der Eil zuſammen geraffte, und zu Kriegsdienſten ziemlich ungeſchickte Leute mitbrachten. Der Obriſte, welcher ſich zu eben dem Ende nach Cölln und von dar nach Frankfurt begeben hatte, kam ſo dann nach Thiel, um die Compagnien zu formiren, und ſie im Gebrauche der Waffen zu exerciren, weil die Zeit zum Feldzuge herannahte. Er war kaum in dieſer Stadt angelangt, als man daſelbſt etliche Hauptleute und verſchiedne Subaltern-Officies über die erfoderliche Anzahl ankommen ſah. Sie beſchwerten ſich gegen ihn, und machten ihm Vorwürfe, daß er ſie ſo betrogen hätte. Einige unter ihnen foderten das Geld zurück, das ſie ihm gegeben hatten; andre aber be-

ſtunden ſchlechterdings darauf, daß ihnen die erkauften Stellen gegeben werden ſollten. Der Obriſte empfieng ſie ſehr kaltſinnig, und ſagte ihnen mit vieler Gelaſſenheit: Ich habe mich wegen der Anzahl der Stellen geirrt; Sie müſſen ſich gedulden, bis ein ieder von Ihnen zu ſeiner Zeit bey dem Regimente einrücken kann; es geht einem manchmal ſo, daß man verkauft, was man nicht liefern kann.

Die meiſten von dieſen gemißhandelten Officiers waren mit einer ſo elenden Ausflucht ſchlecht zufrieden, und die Folgen des niederträchtigen Geldhungers bey unſerm Obriſten hätten ihn beynah in die äußerſte Verlegenheit geſtürzt, als das Glück ihm auf einmal zu Hülfe kam; wie oft ſteht nicht daſſelbe den Böſewichtern bey! Der Auditeur von der Beſatzung zu Thiel, welcher den Charakter des Grafen noch nicht kannte, riß ihn durch eine beträchtliche Geldſumme aus der Noth, die er ihm vorſtreckte, und die erſt, daß wir dieſes im Vorbeygehn mit erinnern, viele Jahre nachher wieder bezahlet worden iſt. Totleben ließ es ſich eines Tages einfallen, ihm wegen dieſer Schuld Furcht einzujagen. Er kam ſehr früh auf eine ungeſtüme Art und mit einer wilden Miene in ſein Schlafzimmer, zog ein Piſtol aus ſeiner Taſche, gieng auf den Auditeur los, und ſagte: Ich befinde mich heute in einer ſo ſchrecklichen Verzweiflung, mein lieber Rink, daß ich ſchon halb entſchloſſen bin, mir eine Kugel durch den Kopf zu jagen; ich muß mich aber dieſer Ausſchweifung enthal-

enthalten, außerdem würden Sie Ihre Schuld-foderung bey mir verlieren ... O! Herr Graf, verſetzte der Auditeur ganz gelaſſen, machen Sie Sich deßwegen keinen Kummer. Wenn Sie Luſt haben, Sich zu erſchießen, ſo will ich mein Geld gern dran wagen. Totleben erſtaunte über die Kaltblütigkeit des Auditeurs, und gieng voller Beſchämung aus dem Zimmer.

Währender Zeit, daß das Regiment in Thiel zur Beſatzung ſtand, ſuchte der Graf mit einigen Frauenzimmern von Stande, die daſelbſt wohnten, Bekanntſchaft zu machen. Da er von Adel war, ſo bewies man ihm in den Aſſembleen Achtung; ja man war dermaaßen zu ſeinem Vortheile eingenommen, daß man ihm gewiſſe Eigenſchaften zutraute, die er in ſeinem Leben niemals gehabt hat. Man läßt ſich in Geldern eben ſo wohl, als an andern Orten, von dem Scheine bethören. Das Aeußerliche, der große Name, die Titel, die Ehrenſtellen blenden. Man denkt, wer adlich geboren iſt, der müſſe auch in ſeinen Handlungen und in ſeiner Denkungsart edel ſeyn. Man vergißt faſt allemal, ſich vorzuſagen, daß ein Marquis, ein Baron, ein Graf ſeine Geburt beſchimpfen, und dem niederträchtigſten Schelme gleich ſeyn könne. Ein Kunſtrichter wird dieſe Ausſchweifung für übel angebracht halten; Zur Sache, zur Sache, wird er ſagen. Er möchte vielleicht nicht Unrecht haben. Man erlaube uns alſo, wieder zu unſrer Geſchichte kommen.

Die

Die Frau van G = = =, eine Dame von vielen Verdienſten und von einer angenehmen Gemüthsart, warf die Augen auf ihn, und wollte ihm wohl. Unſer Avantürier, der das Kunſtſtück beſaß, ſich überall beliebt zu machen, ob er gleich nicht das geringſte von der Kunſt verſtand, ſich lange bey den Leuten in Hochachtung zu erhalten, machte ſich die vortheilhaften Geſinnungen der Frau van G = = = gegen ihn zu Nutze, ſpielte den Verliebten, ja ſo gar den Romanenhelden, ſchrieb ihr zärtliche Briefchen, und gab ihr öftre Beſuche. Seine Aufwartungen, die gute Aufnahme, die man ihm wiederfahren ließ, eine gewiſſe Ehrerbietung, die er, man weis nicht, aus was für einer Phantaſie, bezeigte, alles dieſes und noch einige andre Umſtände machten, daß man glaubte, beide würden ſich in kurzem förmlich mit einander vermählen. Das Publicum war hiervon verſichert, und dieſe Verbindung war eine Zeitlang die Materie des Geſprächs in allen Geſellſchaften. Weil die Frau van G = = = ſelbſt in die Ehrlichkeit der Aufwartungen des Grafen keinen Zweifel ſetzte, ſo ſchienen auch ihre Worte dem Gerüchte, das ſich hiervon ausgebreitet hatte, nicht zu widerſprechen. Es ſchmeichelte ihrer Eitelkeit; ſie ſich ließ durch die ſüße Hoffnung blenden, daß ſie in kurzem Frau Gräfinn heißen würde.

Dieſes Liebesverſtändniß hatte ſchon eine Zeitlang gedauert, als die Frau van G = = = ihrem Liebhaber, um ihm einen Beweis ihrer Freundſchaft zu geben, eine Summe von zweytauſend Gulden

den vorſtreckte, die er ihr wiederzugeben verſprach, ſo bald er ſeinen Wechſel auf tauſend Ducaten bekäme, welchen er, wie er vorgab, von den Einkünften ſeiner Güter in Deutſchland erwartete. Dieſer Wechſel kam aber nicht, und iſt auch bis dieſe Stunde noch nicht gekommen. Die Dame bot ihm ſo gar noch mehr an; aber der verliebte Graf hatte damals gleich eine gar zu uneigennützige Seele, und eine zu zärtliche Denkungsart, als daß er einem Frauenzimmer hätte wollen zur Laſt ſeyn, die ihm auf eine ſo gütige Art ihren Beutel anbot. Unterdeſſen aber war doch das Verbitten ſolcher Güte dem Charakter des Grafen nicht natürlich, und die Reue kam ihn kurz darauf an. Auf einmal erſchien er traurig und tiefſinnig. Seine beſtürzte Geliebte fragt nach der Urſache ſeines Kummers. O! gnädige Frau, antwortete unſer Glücksritter, es iſt eine Kleinigkeit, mein Sergeant iſt mir in voriger Nacht davon gelaufen, und hat das Compagnie-Geld mitgenommen; dieſes ſetzt mich in eine kleine Verlegenheit. Indeſſen war dieſe angegebene Flucht eine bloße Erdichtung. Um aber der Sache doch einigen Schein zu geben, war er den Tag vorher bedacht geweſen, einem Sergeanten von ſeinem Regimente wegen einer Kleinigkeit den Abſchied zu geben. Iſt es weiter nichts, als dieſes, ſagte die Frau van G = = = mit Lachen; da haben Sie den Schlüſſel zu meiner Schatulle; holen Sie Sich ſo viel daraus, als Sie brauchen.

Die

Zu einem ſo hohen Grade der Vertraulichkeit, waren die Sachen zwiſchen den beiden Verliebten ſchon gekommen, als ſie auf einmal eine andre Geſtalt bekamen. In eben dem Augenblicke, da die Welt in der Erwartung ſtand, daß man ihre Vereinigung durch die Banden der Ehe befeſtiget ſehn würde, wurde alle Gemeinſchaft zwiſchen ihnen abgebrochen. Die Begebenheit, welche zu dieſer wunderbaren Veränderung Anlaß gab, verdient, daß wir ſie umſtändlich erzählen. Eine Soldatenfrau von Totlebens Regimente hatte unſern Grafen in Sachſen gekannt, und wußte folglich, daß er mit der Gräſinn von Seifertitz getraut, und von ihr geſchieden war. Weil ſie durch das öffentliche Gerüchte hörte, er ſey im Begriffe, ſich zum andern male zu vermählen, ſo war ſie unbeſonnen genug, ihre Verwundung darüber gegen eine Bürgersfrau von der Stadt zu bezeigen, indem ſie ſagte: Sie könne nicht begreifen, wie ſich der Graf in dieſem Lande wieder vermählen wollte, da er doch eine Gemahlinn in Sachſen hätte, die noch am Leben wäre. Ein Geheimniß von dieſer Art konnte nicht lange verſchwiegen bleiben; es gieng aus einem Munde in den andern; und binnen wenigen Stunden war es allgemein. Die Frau van G ‒ ‒ ‒ war nicht die letzte, der es zu Ohren kam. Um ſich von der Gewißheit der Sache zu überzeugen, ließ ſie die Frau holen, welche es entdecket hatte. Dieſes Weib behauptete, was ſie zu der Bürgersfrau geſagt hatte, und erzählte

alles umſtändlich, was ſich in Anſehung der Vermählung des Grafen mit der Gräfinn von Seifertitz zugetragen, und was zu ihrer Eheſcheidung Gelegenheit gegeben hätte. Die Frau van G ‥ ließ es an dieſer Ausſage noch nicht genug ſeyn, ſondern erkundigte ſich weiter darnach; ſie erfuhr aber zu allem Unglücke, was ſie wünſchte, daß ſie es niemals erfahren hätte. Es iſt nicht ſchwer, ſich den Zuſtand vorzuſtellen, worinnen ſich dieſe Dame alsdann befand. Sie war vor Verdruß ganz außer ſich, daß ſie das Geſpötte eines Landſtreichers geweſen, und bey der Welt eine Fabel worden war. Als ſie an der Gewißheit deſſen, was man ihr geſagt hatte, nicht länger zweifeln konnte; ſo begegnete ſie dem Grafen mit dem äußerſten Unwillen, überhäufte ihn mit den bitterſten Vorwürfen, ſchalt ihn einen Betrüger, belegte ihn mit ihrem Haſſe, und verbot ihm ihr Haus.

Zu allem Unglücke hatte dieſe verzweifelnde Liebhaberinn in der Hitze ihres Zorns, wider ihr gegebnes Wort, die arme Soldatenfrau verrathen. Totleben beſchloß, ſie in Verhaft nehmen und gefangen ſetzen zu laſſen, theils ſich zu rächen, theils ſich zu rechtfertigen. Sein Entſchluß wurde ins Werk gerichtet; aber dieſe Gewaltthätigkeit hatte weiter keine Folge, als daß der Lärmen deſto größer ward, und ſein unanſtändiges Verfahren gegen die Frau van G ‥ deſto mehr unter die Leute kam. Der General-Major van O ‥‥, ein geſchworner Feind des Grafen, nahm ſich des gefangnen Weibes öffent-

lich

lich an, und erklärte ſich gegen ihn, wenn er ſie nicht gleich wieder auf freyen Fuß ſtellte, ſo werde er ihn bey dem Landkriegsgerichte verklagen. Dieſe Drohung hatte ihren gehörigen Erfolg; die Frau wurde losgegeben, ihr Mann bekam ſeinen Abſchied von Totleben, und wurde mit einem guten Paſſe verſehen.

Die Frau van G=== , deren Liebe zu dem Grafen ſich in einen unverſöhnlichen Haß verwandelt zu haben ſchien, ließ ihn kurz darauf mahnen, daß er ihr die zweytauſend Gulden bezahlen ſollte, die ſie ihm vorgeſtreckt hatte. Weil er aber die Schuld leugnete, und dieſe Dame keinen Schein darüber von ihm in Händen hatte, ſo mußte ſie ſich wider ihren Willen über dieſen Verluſt zufrieden geben.

Endlich wurde der Feldzug eröffnet. Das Regiment von Totleben brach mit dem größten Theile der Macht der Republic auf, ſein Lager an der Haide bey Gils, in der Gegend von Breda zu beziehn. Damals fieng man an, Maſtricht zu belagern; aber kurz darauf wurden die Präliminarien zu einem allgemeinen Frieden, in Aachen von den kriegführenden Mächten unterſchrieben, und man machte auf beiden Seiten einen Waffenſtillſtand bekannt. Dieſe Veränderung erlaubte nicht einmal, das Regiment zu probiren. Indeſſen iſt allemal ſo viel gewiß, daß man ſich, nach dem Geſtändniſſe der erfahrenſten Hauptleute bey der Armee, nicht viel von demſelben verſprechen konnte. Man hielt es auch durchgängig für das

ſchlechteſte unter allen Regimentern, die in den Dienſten des Staats waren. Einige Generalen verglichen es mit einer Bande von Straßenräubern, von denen ſich nichts Gutes erwarten ließe. Der Obriſte ſelbſt war ein neugebackner Held, und verſtand ſehr wenig von der Kriegswiſſenſchaft. Der Prinz Stadthalter kam, die Armee der General-Staaten in Augenſchein zu nehmen, und bezeugte ſein Mißvergnügen über den ſchlechten Zuſtand, darinnen dieſes Regiment war, ſo wohl in Anſehung der Leute, als auch in Abſicht auf ihre Bekleidung. Er befahl dem Obriſten, daß er kommen, und ſich vor der Fronte des Corps ſtellen mußte, wo ihm Sr. Durchl. ſo dann wegen ſeiner Nachläßigkeit öffentlich einen derben Verweis gaben. Der General, Graf Moritz von Naſſau, der die Armee en Chef commandirte, hatte geſagt, dieſes Regiment wäre nicht im Stande, den Feldzug mitzuthun. Zween Staabs-Officiers, die man ernannt hatte, daſſelbe die Revüe paßiren zu laſſen, fällten eben daſſelbe Urtheil. Totlebens Nachläßigkeit blieb auch nicht ungeſtraft; er wurde ſo gleich verurtheilet, einige Tage als Arreſtant in ſeinem Zelte zu bleiben; ſo dann wurde das Regiment von der Armee abgeſondert und anders wohin geſchickt; imgleichen aufgeſchrieben, daß es bey der erſten Veränderung, welche die Staaten unter ihren Truppen vornehmen würden, abgedankt werden ſollte. Zu allen dieſen Umſtänden, die dem Grafen eben ſo empfindlich als ſchimpflich waren, muß man noch einen bittern

Schimpf

Schimpf mitzählen, der ihm kurz darauf wiederfuhr, und der ihn nicht wenig kränkte.

Als er während dieſes Feldzugs eine Reiſe nach Breda gethan hatte, traf er daſelbſt einen Hauptmann an, dem er betrügeriſcher Weiſe, wie wir bereits angemerkt haben, eine Compagnie verkaufet, und ihm dadurch einen wichtigen Schaden gethan hatte. Sie ſind ein Taugenichts, ſagte er zu Totleben, in Gegenwart einiger Officiers, und Sie verdienen nicht, das man den Degen wider Sie zieht. Wäre ich gut Freund mit dem Schinder, ſo würde ich ihm gute Worte geben, daß er Ihnen hundert Stockſchläge zuzählte; weil ich es aber nicht bin, ſo will ich erwarten, bis Sie den Lohn, der Ihnen gehört, auf dem Rabenſteine bekommen. Man will behaupten, eben derſelbe Officier habe, als er ihn im Haag in dem Wirthshauſe zum venetianiſchen Wappen angetroffen, den Teller, der für den Grafen hingeſetzt worden, weggenommen und zum Fenſter hinaus geworfen, mit den Worten; Dieſe Herren und ich, wir ſind zu ehrliche Leute, als daß wir mit einem ſolchen Schurken eſſen wollten; und unſer feiger Obriſter habe ſich, weil er befürchtet, man werde ihm noch ärger mitſpielen, ohne ein Wort auf dieſes Compliment zu ſagen, entſchloſſen, ſich über Hals über Kopf aus dem Staube zu machen.

Unſer Avantürier wurde an allen Orten von ſeinen Gläubigern verfolget, und fiel durch ſein

unordentliches und weggeworfnes Betragen in eine ſo allgemeine Verachtung, daß er den Entſchluß faßte, alles mögliche zu thun, um den Sturm, mit dem er bedrohet wurde, nämlich die Abdankung ſeines Regiments, abzuwenden. Zu dem Ende hielt er ſich eine ziemlich lange Zeit im Haag auf, und begab ſich ſehr fleißig nach Hofe zu dem Prinzen Stadthalter. Er wurde aber überall ſehr kaltſinnig empfangen, und konnte es durch alle ſeine Vorſtellungen nicht ſo weit bringen, daß man ſein Corps nicht abgedankt hätte. Was ſeine Perſon anbetraf, ſo bekam er die Penſion als Obriſter; aber er hatte noch die Kränkung, daß ihm dieſelbe vor ſeinen Augen auf einige Jahre zum Theile von ſeinen Gläubigen verkümmert wurde.

Da Totleben alſo ſeine Abſicht verfehlet hatte, uud ſich in einer nicht geringen Verlegenheit befand, ſo nahm dieſer liſtige Ritter, um ſich aus derſelben heraus zu reißen, ſeine Zuflucht zu einem Mittel von ganz neuer Erfindung. Die ſonderbare Liſt, deren er ſich damals bediente, macht einen von den merkwürdigſten Umſtänden ſeines Lebens aus. Er ließ einen der vornehmſten Juwelierer in ſein Quartier beſtellen, der ganz friſch aus Paris gekommen war. Dieſer Mann hatte außer den Waaren, die er bey ſeinem Handel führte, die franzöſiſchen höflichen Manieren, und das pariſer luftige läppiſche Weſen mitgebracht. Er hatte kaum gehört, daß ein deutſcher Graf nach ihm geſchickt hätte, der wegen einiger Juwelen mit ihm ſpre-

ſprechen wollte, als er vor Freuden ganz außer ſich war. Er macht einige Cabriolen, ſpickt ein Käſtchen mit den reichſten und feinſten Sachen, die er hat, flucht zwey bis dreymal auf ſeine Geſellen, die es nicht geſchwind genug begreifen können, was er ihnen halb franzöſiſch, halb holländiſch ſagt; und fliegt mit dem Hute unter dem Arme, wo man ihn hinverlangt hat, in die Wohnung Sr. Gnaden, des Herrn Grafen von Totleben.

Als er daſelbſt ankam, fand er den Grafen im Schlafrocke, in einer ſehr beſcheidnen Stellung am Tiſche ſitzen und ſchreiben.

Der Juwelierer hatte bereits verſchiedne Reverenze nach der neuſten Mode gemacht, ehe ſich Totleben die Mühe nahm, den Kopf in die Höhe zu richten. Nachdem er aber durch ſeine wiederholten Reverenze aus Verſehen an einen Stul geſtoßen hatte, daß dadurch einige Papiere von dem Tiſche herunter fielen, ſo that der Graf, als käme er aus einem tiefen Nachdenken itzt erſt wieder zu ſich ſelbſt, grüßte den Juwelierer, und erſuchte ihn, ſich ihm gegen über niederzuſetzen. Der Juwelierer hatte ſich von der Perſon des Grafen einen ſehr hohen Begriff gemacht; und hierinnen wurde er einen Augenblick darauf noch mehr beſtätiget, weil man kam, und einen Prinzen zum Beſuche anmeldete. Totleben gieng ſo gleich hinaus, und machte nach ſeiner Wiederkunft einige Entſchuldigungen, daß er nicht bald genug wiedergekommen wäre, indem er ſagte, der Prinz von S = = = wäre bey ihm geweſen, und hätte ihn

wegen einer Sache von der äußerſten Wichtigkeit um Rath gefragt. Indeſſen war dieſer vorgegebene Prinz, wie man nachher erfuhr, niemand anders, als einer von ſeinen Gläubigern, der ihn in allem Ernſte bedrohet hatte, wenn er ihn nicht binnen zweymal vier und zwanzig Stunden bezahlte, ſo würde er ihn vor dem Kriegsgerichte belangen.

So bald man wieder von beiden Seiten Platz genommen hatte, gab Totleben dem Juwelierer mit wenig Worten zu erkennen, aus was für einer Abſicht er ihn hätte holen laſſen. Er erzählte ihm mit einer außerordentlichen Beſcheidenheit, daß er in kurzem mit einer Dame vom Stande in der Provinz eine reiche Heirath thun würde; hierzu brauchte er Juwelen von ungefähr einigen tauſend Gulden am Werthe; er würde ſich eben nicht gerade an einen gewiſſen Preis binden, wo fern ihm die Sachen nur Ehre bey der Perſon machten, für die er ſie kaufte. Bey meiner Treue, Herr Graf, antwortete ihm der Juwelierer, indem er den Augenblick von ſeinem Stule aufſprang, Sie haben eine gute Wahl getroffen, daß Sie ſich an mich gewendet haben; niemand in der Welt könnte Ihnen beſſer dienen; ich ſchwöre es Ihnen als ein ehrlicher Mann zu, daß ich erfreut bin, dieſes Glück zu haben, und mir daſſelbe zu Nutze zu machen; Ihro Excellenz belieben nur (indem er ſein Käſtchen aufmachte,) einen Theil von den unvergleichlichen Juwelen hier anzuſehn; ſie

ſind

ſind ſo ſchön, daß mich alle Teufel holen ſollen, wenn es ſchönere in Paris giebt.

Der Graf betrachtete die Juwelen ſehr aufmerkſam; er geſtand mit einer gleichgültigen Miene, daß ſie ziemlich ſchön wären. Wie, ziemlich ſchön? verſetzte der Juwelierer, Sie ſagen viel zu wenig, Herr Graf. Haben Sie die Gnade, und ſehen Sie einmal den Glanz und das blitzende Feuer dieſes Sapphirs an; werfen Sie einen Blick auf den neuen Geſchmack an dieſem prächtigen Bruſtkreuzchen; Sehen Sie einmal, wie die Steine an dieſer geſchlungenen Schleiſe ſpielen; Eure Excellenz können mir glauben, die Juwelen könnten nicht ſchöner ſeyn. Jedermann wird eben dieſes ſagen; laſſen Sie ſie von einem Kenner beſehn, wenn er unparteyiſch redet, ſo wird er auf meine Ehre geſtehn, daß man nichts ſchöners ſehn könne. Totleben, der ſich über die komiſchen Ausdrücke des Juwelierers kaum des Lachens enthalten konnte, lobte ſie wieder; und um ſo gleich zur Sache zu kommen, that er, als wäre er nicht abgeneigt, für ohngefähr ſieben bis acht tauſend Gulden davon zu nehmen, wenn man wegen des Handels und Zahlungstermins mit einander einig werden könnte. Was den erſten Punct anbelangte, ſo gaben ſich die bey ſolchen Fällen gewöhnlichen Schwierigkeiten, wegen der Gütigkeit des Grafen, ſehr bald, indem er ſich in dieſem Stücke nicht ſo gar ſchwierig bezeigte, um den Kaufmann zu bewegen, daß er wegen des andern

Punctes deſto billiger wäre. Man wurde auf eine Summe von ſieben tauſend und vier hundert Gulden einig; ſo bald aber Totleben den Vorſchlag gethan hatte, die Bezahlung drey Monate nach ſeiner Vermählung zu leiſten, und darüber einen förmlichen Kauf auf geſtempelt Papier nieder zu ſchreiben, verwandelte ſich die lebhafte Höflichkeit des Juwelierers den Augenblick in ein tiefes Stillſchweigen, und er fieng, ohne weiter ein Wort zu ſagen, bereits an, ſeine Juwelen wieder in ſein Käſtchen zu legen, als der Graf, der ſeine Zuflucht zu ſeiner Liſt nahm, einen andern Ton anſtimmte: Hören Sie an, mein Herr, ſagte er zu dem Juwelierer, ob Sie mir gleich einen Credit von drey Monaten verweigern, ſo wollen wir doch deßwegen den Kauf nicht brechen; laſſen Sie die Juwelen hier, und kommen Sie morgen hierher, Ihr Geld zu holen; Sie ſollen es auf dem Tiſche finden; aber Sie müſſen mir erlauben, daß ich für die geſchwinde Bezahlung fünf Pro Cent abziehe. Weil der Juwelierer einſah, daß er durch dieſen Abzug einen guten Theil ſeines Gewinnſtes verlieren würde, und überdieß durch das kühne Anerbieten, das ihm der Graf gethan hatte, wieder auf beſſere Gedanken gebracht worden war, ſo wollte er lieber den erſten Vorſchlag eingehn; und machte alſo weiter keine Schwierigkeit, ihm auf völlige ſechs Monate zu creditiren, aber ohne Abzug. Unterdeſſen, daß ein Bedienter nach Stempelpapiere gegangen war, worauf der Kauf-

contract niedergeſchrieben werden ſollte, befragte unſer irrender Ritter den Juwelierer über ſeine Familien-Umſtände, über ſeine Handlung und vielerley andre ganz gleichgültige Dinge, die mit dem Handel, den man mit einander geſchloſſen, keinen Zuſammenhang hatten. Er hatte kaum gehört, daß der Kaufmann einen jüngern Bruder hätte, deſſen Glück noch nicht gemacht wäre, als er vor Freuden darüber ganz außer ſich zu ſeyn ſchien: Wahrhaftig, ſagte er, ich bin ungemein erfreut, daß ich einem ſo artigen Manne, als Sie ſind, einen Gefallen thun kann. Vor kurzem iſt mir mein Rentmeiſter in Deutſchland geſtorben; dieſes Aemtchen trägt jährlich etwas über funfzehnhundert Thaler ein; wenn Ihr Bruder Luſt dazu hat, ſo will ich es ihm mit Vergnügen geben. Ueber dieſes ſo verbindliche und ſo aufrichtige Anerbieten war der Juwelierer ganz entzückt; ſeine ganze franzöſiſche Lebhaftigkeit fand ſich wieder, und es fehlte wenig, daß er nicht Totleben um den Hals gefallen wäre, ihm dafür zu danken. Wie glücklich bin ich, rufte er aus, daß ich heute hierher gekommen bin! Hierauf wollte er ſeine Dankbegierde in Complimenten ausdrücken, und that dieſes als ein vollkommener Stutzer: Ich bin über die Gnade, ſagte er zum Grafen, die Ew. Excellenz für meinen Bruder haben wollen, ganz außer mir, und nehme für ihn und in ſeinem Namen die rühmliche Bedienung an, die Sie ihm geben wollen. Er ſoll nicht

erman-

ermangeln, Ihnen heute noch ſeine unter-thänigſte Dankſagung abzuſtatten, und Ihnen die Ehrerbietung, und die Beweiſe von Hochachtung zu erkennen zu geben, welche Perſonen von ſo hoher Geburt, als die Ihrige iſt, gebührt.

Alle dieſe Complimenten und alle gegentheilige Verſicherungen waren kaum zu Ende, als der Bediente kam, und das Stempelpapier brachte. Der Graf nahm es mit einer eifrigen Miene in die Hand, und ſetzte ſich den Augenblick nieder, zu ſchreiben. Aber der Juwelierer wollte es ihm nicht zugeben, und zerriß ſo gar das Papier: Ich werde es nicht geſchehn laſſen, ſagte er zu dem Grafen, daß Sie das geringſte ſchreiben; Sie mögen mich nach Ihrer Bequemlichkeit bezahlen; es iſt unnöthig, einen Termin zu ſetzen; ich bin Ihnen wegen der Rentmeiſterſtelle, die Sie meinem Bruder zugeſagt haben, zu viel Verbindlichkeit ſchuldig, als daß ich Ihnen beſchwerlich fallen ſollte. Ihr Wort iſt meine Sicherheit. Totleben, der über die glückliche Wirkung ſeiner Liſt ganz entzückt war, beſtund anfänglich um des Wohlſtands willen darauf, den Contract zu ſchreiben; ja er ſtellte ſich ſo gar, als wollte er böſe werden, um ſeine Betrügerey deſto beſſer zu verbergen. Endlich aber ließ er ſich bereden, und that, als gäbe er, gleichſam wider ſeinen Willen, den Abſichten des großmüthigen Kaufmanns nach, der ſein Zutrauen für ſehr wohlangebracht ſchätzte.

Auf

Auf ſolche Art blieben die Juwelen in den Händen unſers Beutelſchneiders, ohne daß ein Menſch wider ihn zeugen konnte, wenn die Bezahlung geleiſtet werden ſollte. Er gieng noch ſelbigen Abend zu einem Juden, und verſetzte die Juwelen für viertauſend Gulden. Vermittelſt dieſer Summe befand er ſich im Stande, aus der Verlegenheit zu kommen, darinnen er war; kurze Zeit darauf wurde der arme Juwelierer freylich wohl inne, daß er ſich von dem Grafen auf eine ſchreckliche Weiſe hatte hinters Licht führen laſſen. Er kam ſehr aufgebracht und mit einer Wut nach franzöſiſcher Art, und foderte ſeine Juwelen wieder; aber vergebens. Totleben antwortete ganz kaltſinnig, er kaufe niemals etwas, ohne es baar zu bezahlen; alſo ſah ſich dieſer Kaufmann gezwungen, es dabey bewenden zu laſſen, und ſeine thörichte Leichtgläubigkeit ohne Lärmen zu bereuen. Der Juwelierer würde vielleicht ſeine Juwelen noch bis dieſe Stunde bedauern, wenn der Graf nicht durch einen ſeltſamen Zufall, zwey Jahre darauf, ein groſſes Glück gehabt hätte. Alsdann wurden die verſetzten Juwelen eingelöſt, und er bekam ſie wieder. Der Kaufmann hatte eine noch gröſſre Freude drüber, da er ſie wieder ſah, als ihm die Hoffnung des vorgegebnen Rentmeiſterdienſtes für ſeinen Bruder ehemals gemacht hatte.

Um die Zeit, da Totlebens Regiment abgedankt wurde, oder, wie einige ſagen, kurz vorher, ſtand

dieſer Avantürier zu Tholen in Zeeland in Garniſon. Zwiſchen ihm und ſeinem Major hatte ſeit langer Zeit ein großes Mißverſtändniß geherrſcht, welches nicht ſelten, und unter andern einmal ſo heftig ausbrach, daß man einander herausfoderte; der Graf zog den kürzern. Der Major war als ein ehrlicher Mann, und als ein guter Officier bekannt, der die Pflichten ſeiner Bedienung mit der äußerſten Gewiſſenhaftigkeit erfüllte. Er mußte mit Verdruſſe ſehn, daß alle die Bemühungen, ſo er anwandte, um eine beſſere Stelle zu bekommen, iedesmal durch die nachtheilichen Berichte ſeines Obriſten vereitelt wurden; und er konnte ſeinen Unwillen darüber nicht verbergen. Dieſer Haß wurde durch die Eiferſucht noch größer; ſie machten zugleich alle beide ihre Aufwartungen bey einem artigen Frauenzimmer; ſie waren Nebenbuler, und der Major hatte den Vorzug. Den Grafen verdroß es aufs äußerſte, da er ſah, daß ſein Mitbuler bey den Schönen eben ſo wohl, als bey den Chefs der Armeen, beſſer ſtand, als Er, und war daher auf die unanſtändigſten Mittel bedacht, ſich zu rächen. Konnte ihm ſeine ſchwarze Seele wohl beſſere Mittel eingeben? Die Böſewichter und Niederträchtigen erröthen über nichts; die ſchändlichſte Liſt, und die niedrigſten Mittel, alles iſt ihnen gleich, wenn ſie nur ihre Abſicht erreichen. Was den Artikel von der Ehrliebe anbetraf, ſo war kein Menſch in der Welt mehr darüber hinweg, als Totleben. Er ſtellte ſich an, als bereuete er die Kränkungen, die er dem Major angethan hätte, und bezeigte eine Begierde, ſich mit ihm auszuſöhnen.

Um

Um der Sache eine deſto beſſere Farbe anzuſtrei-
chen, und zum Zeichen ſeiner Aufrichtigkeit, bat er ihn nebſt verſchiednen andern Officiers, die von ſeiner Partey waren, zu einem Gaſtmaale, wo man einig wurde, daß man von beiden Seiten alle Hinterliſt und Zwiſtigkeit aufheben, einander aus guter Freundſchaft die Geſundheit eines jeglichen von den Anweſenden zubringen, und damit die ehemalige Harmonie wieder herſtellen wollte, die unter denjenigen, welche mit einander Einem Herrn dienen, ſo nöthig iſt. Unterdeſſen aber war das Complot zwiſchen dem Obriſten und ſeinen Helfershelfern ſo wohl abgeredet, daß der Major unfehlbar ihnen zum Opfer werden mußte. Was die Ausführung deſto leichter machte, war die Unbedachtſamkeit dieſes Officiers ſelbſt und verſchiedner andern, die ſich mit vollen Gläſern, welche bis zur Ausſchweifung wiederholet wurden, dermaaßen betrunken, daß ſie von aller Vernunft kamen. Alsdann nahm das Trauerſpiel ſeinen Anfang; und zween Subaltern-Officiers von Totlebens Partey ſuchten unter dem Vorwande, daß ihnen einige üble Begegnungen von ihm wiederfahren ſeyn ſollten, Gelegenheit, mit dem Major auf deutſch zu zanken. Die Lichter wurden ausgelöſcht; man machte ſich die Finſterniß zu Nutze, über den Unglückſeligen, auf den man es gemünzt hatte, herzufallen; und ſo brachte man ihm verſchiedne Wunden bey, an denen er den Tag darauf ſtarb.

Man

Man ſtreute verſchiedne Gerüchte aus, und die Welt hatte verſchiedne Muthmaaßungen über dieſen Meuchelmord. Es ließ ſich aber Niemand hinters Licht führen, und das Publicum, dem das Mißverſtändniß bekannt war, welches ſeit langer Zeit zwiſchen dem Ermordeten und dem Grafen von Totleben geherrſcht hatte, hielt den leztern im Verdachte, daß er der Urheber dieſer abſcheulichen That wäre. Man that alle erſinnliche Nachfrage, um der Sache gewiß zu werden. Der Auditeur von der Beſatzung, ein Mann, der in den rechtlichen Angelegenheiten wohl bewandert war, that ſein Möglichſtes, dieſes Geheimniß der Bosheit auszuforſchen, und ließ ſich die Sache ſehr angelegen ſeyn. Aber der mit dem Tode ringende Major war völlig außer Stande geweſen, die geringſte Erläuterung zu geben; und von andern Seiten her ließ ſich nichts beweiſen. Einige ſagen, die beiden Subaltern-Officiers, die den Zank angefangen, und die man für die Urheber des Meuchelmords gehalten hätte, wären anfänglich gefangen geſezt worden; andre aber behaupten, man habe ihnen ihre Freyheit gelaſſen. Heut zu Tage iſt wenigſtens ſo viel gewiß und hinlänglich erwieſen, daß dieſe beiden Officiers, die Vermuthungen mögen nun ſeyn welche ſie wollen, durch Hülfe des Grafens von Totleben entwiſchten, und daß nach ihrer Flucht die ganze Schuld der Anklage auf ſie fiel. Auf ſolche Art wußte dieſer blutdürſtige Wagehals, zum großen Erſtaunen der Welt, ſeinem Untergange noch auszuweichen.

Da ſich Totleben um die Einkünfte von ſeinem Regimente gebracht, und mithin gezwungen ſah, auch ſeinen Aufwand einzuſchränken, ſo war keine Unternehmung ſo verwägen, keine Erfindung ſo mühſam, keine Gelegenheit ſo gefährlich, daß er nicht ſeinen Witz daran verſuchet hätte, um dasjenige zu bekommen, was er brauchte, ſeine prächtige Lebensart zu unterhalten. Damals hätte er ganz gewiß die Dienſte der Republic gern verlaſſen; weil er aber überlegte, daß in ganz Europa der Friede wiederhergeſtellt, und gar keine Wahrſcheinlichkeit für ihn da war, ſein Glück anderswo zu machen, ſo ſah er ſich genöthigt, dieſen Vorſatz auf eine bequemere Zeit zu verſparen. Zu dem wußte er wohl, daß ihm der Titel eines Obriſten ein gewiſſes Anſehn gab, und daß er vermittelſt eines Theils von ſeiner Penſion, ob er ſie gleich auf keine Weiſe verdiente, das Schreyen ſeiner Gläubiger nach und nach ſtillen konnte.

Von Hochmuth aufgeblaſen, eingebildet, und beſtändig mit großen Anſchlägen ſchwanger in ſeinem kleinen Kopfe, kränkte es den Grafen von Totleben ungemein, zu ſehn, daß die Bande ſeiner Vermählung mit der Gräfinn von Seifertitz noch nicht gänzlich zerriſſen waren. Er war zwar, wie wir oben bereits geſagt haben, von ihr geſchieden worden; aber die Eheſcheidung betraf nur eine Trennung der Güter und des Bettes zwiſchen beiden Eheleuten, und keine förmliche Scheidung. Der Graf, welcher dieſes Band für ein Hinderniß ſeines Glücks anſah, hätte daher gar zu gern geſehen, wenn die Schei-

dung völlig geweſen wäre, damit er die Freyheit bekäme, ſich aufs neue zu vermählen. So weit geht die Undankbarkeit derer, die niederträchtige Seelen haben; ſie verachten ihre Wohlthäter, und vergeſſen die Wohlthaten, ſo bald es ihr Vortheil zu fodern ſcheint Totleben zeigte ſich, als den boshafteſten unter allen Undankbaren; denn es iſt unſtreitig gewiß, daß er bloß durch ſeine Vermählung mit der Gräſinn von Seifertitz Graf worden war, daß er eine wichtige Bedienung in Dreßden bekommen, und daß dieſe Dame ſeine Schulden bezahlet hatte. Totleben reiſte alſo nach Deutſchland, um ſeine Ehe gänzlich trennen zu laſſen. Der Gräſinn, ſeiner Gemahlinn, war eben ſo viel an der völligen Eheſcheidung gelegen; und ſie bezeigte ſich bereitwillig, dieſelbe zu unterſchreiben und die Mittel dazu zu erleichtern. Zu dem Ende bediente ſie ſich des mächtigen Schutzes einiger von ihren Verwandten mit ſo gutem Erfolge, daß das kaiſerl. Kammergericht zu Wetzlar, welches man um die Entſcheidung dieſer Sache erſuchet hatte, im voraus die Erklärung von ſich gab, man würde dem Verlangen der beiden Eheleute nicht entgegen ſeyn. Mit einem Worte, es war bereits alles zu einer ſolchen Reife gediehen, daß man alle Augenblicke erwartete, die Nachricht von einer völligen Trennung dieſer Ehe zu hören, als die Gräſinn von Seifertitz plötzlich an einem Schlagfluſſe ſtarb; und durch dieſen Todesfall wurde der Graf aus aller Unruhe erlöſet.

Dieſe Veränderung in Totlebens Zuſtande machte ihm eine unglaubliche Freude. Da er nun

von

von dem Joche ſeiner erſten Ehe befreyet war, ſo war ihm nicht anders, als ob er neugeboren wäre, und er verſprach ſich ſchon eine glücklichere Zukunft. Nach ſeiner Rückkunft in Holland fieng er an, den Liebhaber bey den Damen zu ſpielen, ohne Wahl und Unterſchied, ſie mochten adlich oder bürgerlich, jung oder alt, ſchön oder häßlich ſeyn; alles war ihm gleich, wenn er nur verſichert war, daß ſie Geld hatten. Man erzählt bey dieſer Gelegenheit einen ziemlich luſtigen Streich; weil er nämlich gewohnt war, zu jeder Zeit eine Menge von Liebesbriefchen in Bereitſchaft zu haben, ſo hatte er gemeiniglich ſeine Taſchen voll davon, um ſich derſelben bey Gelegenheit zu bedienen. Die Addreſſe dieſer Briefchen war ohne Namen, und beſtund bloß in den Worten: An die reizende Beherrſcherinn meines Herzens. Eines Tages gab Totleben ſeinem Kammerdiener Strauber, der ein völliger Hanswurſt war, eine Menge ſolche Liebesbriefchen, mit dem Befehle, ſie unter die erſten die beſten Frauenzimmer auszutheilen, die ihm aufſtießen. Strauber gieng gegen Abend aus, und begieng den dummen Irrthum, daß er eins von dieſen Briefchen einer alten Frau zuſtellte, die nichts weniger als reich war. Dieſe bejahrte Nymphe that ſich auf die zärtliche Liebeserklärung des Grafen etwas Rechtes zu Gute, und ließ ihn den folgenden Tag zu ſich kommen. Er verfügte ſich zu ihr; kaum aber war er bey ihr angekommen, als er den Irrthum inne wurde. Weil er ganz beſchämt war, ſo gieng er plötzlich wieder weg, und wollte ſeinen Kammerdiener ausfilzen.

Was Teufel, Herr Graf, antwortete ihm Straubern, kann ich wohl dafür? Wie habe ich denn in der Finſterniß ſehn können, ob die alte Frau reich oder arm wäre? Ich glaubte, Sie hätten Sich in alle Frauenzimmer ohne Unterſchied verliebt.

Der Graf, welcher ſeit der Abdankung ſeines Regiments nichts zu thun hatte, war beſtändig auf weiter nichts bedacht, als wie er ſich die Zeit auf eine angenehme Weiſe vertreiben wollte, ohne iedoch dabey ſein Glück aus den Augen zu ſetzen. Er that in verſchiedne Städte Hollands kleine Reiſen, indem er ſich immer ſchmeichelte, das Herz irgend einer Schönen zu rühren; denn ſeit dem Tode ſeiner Frau trachtete er beſtändig nach einer reichen Vermählung. Endlich kam er in die berühmte Stadt Amſterdam, wo es ihm über alle ſeine Erwartung glückte. Er machte daſelbſt Bekanntſchaft mit einem Negotianten, der ihm mit ſeinem guten Rathe, und wie man vorgiebt, auch mit einer wichtigen Summe Geldes beyſtund. Er warf ſeine Augen auf ein junges und ſehr reiches Frauenzimmer, und brauchte alle erſinnliche Kunſtgriffe, ſie zu verführen. Sein Kammerdiener bekam Befehl, bey einer von den Mädchen des Hauſes, wo dieſe Demoiſelle in Penſion war, ſeine Rolle aufs beſte zu ſpielen. Totleben war ſo glücklich, als er nur wünſchte; ſein Eifer und ſeine Dreiſtigkeit machten, daß er alle Hinderniſſe überwand, die ihm bey der Ausführung ſeiner Abſichten im Wege waren. Nachdem er ſeine Geliebte von allem, was ſie dabey zu thun hatte, unter-

terrichtet und unterrichten laſſen, ſo traf er, was das übrige anlangte, ſo gute und genaue Anſtalten, und eine ſo angemeßne Einrichtung, daß er ſie vor den Augen einer ganzen Menge Leute entführte. Da dieſe Entführung in ganz Europa ſo viel Lärmen gemacht hat, und wenig Leute recht davon berichtet ſind, ſo wollen wir ſie nach allen ihren Umſtänden erzählen; und weil wir unſre Nachrichten von guter Hand haben, ſo können wir für dieſe Umſtände, wenigſtens für die weſentlichſten derſelben, gut ſagen.

Das erwähnte Frauenzimmer iſt in Batavia geboren. Ihr Name iſt V**. Weil ſie ihre Aeltern ſehr zeitig verloren hatte, ſo wurde ſie in einem Alter von zwölf Jahren nach Amſterdam geſchickt. Eine Schwarze, auf deren Treue man ſich verlaſſen konnte, trug bey der Ueberfahrt Sorge für ſie. Der größte Theil von ihrem Vermögen, das der Summe nach auf ſechs bis ſiebenmal hundertauſend Gulden geſchätzt wurde, befand ſich am Bord des Schiffes, das ihre Perſon überbrachte. Die Directoren des Waiſenhauſes zu Amſterdam übernahmen die Verwaltung dieſes Vermögens, und gaben das junge Frauenzimmer bey dem Hrn. V*** ihrem Onkel und Obriſten von der Bürgerſchaft, in Penſion. Zu gleicher Zeit verordneten ſie, daß ſie alle Mittwochen bey dem Hrn. V** ihrem Onkel und Schwager, Rathe und Reſidenten des Königs von Pohlen, ſpeiſen, und den übrigen Tag daſelbſt zubringen ſollte. Eines Tages kam der Graf von Totleben zu dem Hrn. V**, um mit ihm wegen einiger ſächſiſchen Steuerſcheine zu ſprechen. Einige Zeit dar-

auf machte er demſelben eine Viſite aus Wohlſtande, und erblickte die junge Demoiſelle V*** bey ihm. Man weis nicht, ob dieß das erſtemal geweſen iſt, oder ob er ſie ſchon anderswo geſprochen hatte, oder ob ſie etwan durch dieſe oder jene Mittelsperſon zum Vortheile des Grafen bereits eingenommen geweſen.

Dem ſey aber wie ihm wolle; genug, acht Tage darauf beſchloß Herr B**, dem jungen Frauenzimmer einen Zeitvertreib zu machen, und ſie aus dieſer Abſicht nebſt zwoen ſeiner Töchter in die Oper zu führen, welche damals haußen vor der Stadt eine halbe Viertheilmeile Weges vor dem leidner Thore geſpielt wurde. Es war zu dieſer Ergötzlichkeit ſchon alles veranſtaltet, als iemand dem Hrn. B** ſagen ließ, er ſähe gern, wenn er mit ihm dieſen Nachmittag eine gewiſſe Handlungsſache zur Richtigkeit bringen könnte. Dieſer Zufall ſetzte den Reſidenten in einige Verlegenheit; und in eben dem Augenblicke meldete man den Grafen von Totleben an. Er kam ſehr zur erwünſchten Zeit. Herr B** ſagte ihm ſo gleich, es ſey ihm ein Geſchäffte drein gekommen, das ihn verhinderte, ſeine Nichte nebſt ſeinen beiden Töchtern in die Oper zu führen; und er hoffte, der Herr Graf würde ihm die Gewogenheit nicht abſchlagen, ſeine Stelle zu vertreten, und ihren Begleiter abzugeben. War ihm iemals ein Antrag angenehm geweſen, ſo war es gewiß dieſer; er antwortete auch den Augenblick, er werde dieſes mit Vergnügen thun, und es wäre ſo gar ſeine Schuldigkeit, es nicht auszuſchlagen. Es machte ihm mehr Freude, als Verwunderung; denn er mußte ſich deſſen natürli-

cher Weiſe verſehn, und manche Leute wollen ſo gar verſichert ſeyn, daß er ſelbſt durch ſeine Kunſtgriffe den Zufall, deſſen wir gedacht haben, veranſtaltet gehabt habe. Gegen fünf Uhr fuhr der galante Graf mit den drey Demoiſellen von Hauſe, und ſo langte man in der Oper an. Währender Vorſtellung hielt er ſich beſtändig an der Seite der Demoiſelle V***, welcher er von Zeit zu Zeit etwas ins Ohr ſagte. Aller Wahrſcheinlichkeit nach meldete er ihr, und bereitete ſie auf die Entwickelung der Scene vor, die er bisher noch bloß in geheim geſpielt hatte.

Als die Oper aus war, giebt Totleben der Demoiſelle V*** die Hand, führt ſie zu der Kutſche, die er hatte kommen laſſen, hebt ſie hinein, ſpringt geſchwind nach, und ſetzt ſich neben ſie, macht ſo dann den Schlag zu, und befiehlt dem Kutſcher, fortzufahren. Die beiden Demoiſelles V** die dabey ſtanden, und über das Geſchehene ganz gedankenlos waren, ſahen einander an, und konnten die Urſache eines ſo unhöflichen und ſeltſamen Verfahrens nicht begreifen. Unterdeſſen argwohnten ſie iedoch davon nichts Böſes, weil ſie ſahen, daß die Kutſche des Grafen den Weg nach der Stadt nahm. Da ſie aber gern wieder nach Hauſe wollten, ſo baten ſie einen Mann von ihrer Bekanntſchaft, der eben in ſeine Kutſche ſteigen wollte, daß er ihnen einen Platz in derſelben vergönnen möchte. Als ſie in dem Hauſe ihres Vaters ankamen, ſo fragten ſie den Augenblick nach ihrer Muhme; man ſagte ihnen aber, ſie wäre noch nicht wieder zurück. Der Vater kömmt

dazu; und was er hört, macht ihn beſtürzt. Man ſchickt zu dem Obriſten V***; und es weis daſelbſt niemand das geringſte. Eins geht, das andre kömmt, man fragt hier und dort, der Lärmen breitet ſich aus, und ſo läßt man eine koſtbare Zeit vergeblich verfließen. Man vermuthet das Unglück ſo gleich; und in kurzem zweifelt man gar nicht mehr daran. Aber laſſet uns wieder zum Grafen kommen.

Dieſer irrende Ritter war kaum, wie wir gedacht haben, zu dem leidner Thore in die Stadt hereingefahren, ſo macht der Kutſcher, der bereits geſtimmt war, linkeum, fährt über die Brücke, die daſelbſt über die Amſtel iſt, und die man die Hohebrücke nennt, und zu dem Thore nach Muyden zu wieder hinaus. Eine halbe Meile davon trifft er eine Kutſche mit vier Pferden an, die auf ihn wartet, und zween Bediente, die er vor kurzem erſt angenommen; ſo gewiß iſt es, daß er für alle Kleinigkeiten geſorgt hatte, um ja ſeinen Endzweck nicht zu verfehlen. Aber alle ſeine Vorſicht wäre dennoch vergeblich geweſen, wenn man ihm, an ſtatt ſich mit unzeitigen Muthmaaßungen und Nachfragen aufzuhalten, ſo gleich hätte nachſetzen laſſen. Der Reſident V**, welcher über einen ſo traurigen Zufall ganz in Verzweiflung war, faßt den Entſchluß, dieſes zu thun; weil aber die Stadtthore bereits geſchloſſen waren, ſo konnte er nicht hinaus. Alſo ſetzt er ſich erſt folgenden Morgen bey Eröffnung des Thores auf eine Poſt-Chaiſe, fährt dem Räuber auf dem Fuße nach, und weil er ihm beſtändig auf den Hacken iſt, ſo erreicht er ihn den andern Tag

Abends

Abends in einem Dorfe des Herzogthums Cleve. Daſelbſt bittet er ſich gerichtliche Hülfe aus, läßt den Grafen und die Demoiſelle, iedes beſonders, in Sicherheit bringen, und braucht alle Vorſicht, die er erdenken kann, um ſie ſich nicht wieder entwiſchen zu laſſen. Hierauf legt ſich Herr B**, ganz hingerichtet von der Strapaze, zu Bette. Totleben, nachdem er verſchiedne Mittel, davon zu kommen, vergebens verſuchet hatte, bediente ſich endlich desjenigen Hauptſchlüſſels, der alle Thüren eröffnet; er verſchwendet das Geld an ſeine Wächter, betrinkt ſie, läßt ſich ein Pferd bringen, befreyt ſeine Schöne, ſetzt ſie hinter ſich auf den Sattel, giebt ſeinem Pferde die Sporen, und reitet mit verhängtem Zügel davon. Welch eine betrübte Nachricht für den Reſidenten! ... Er konnte dieſelbe nicht aushalten: Und weil er bereits von der gethanen Reiſe ſehr viel ausgeſtanden hatte; ſo verfiel er in eine ſchwere Krankheit.

Die Zeitung von dieſer Entführung erregte in Amſterdam einen allgemeinen Unwillen. Der Magiſtrat fieng an, die Sache zu unterſuchen, begegnete dem Totleben als einem Räuber, verſprach durch ein Avertiſſement, das er in die Zeitungen ſetzen ließ, demjenigen eine große Belohnung, der ihn der Gerechtigkeit in die Hände liefern würde, und ſchrieb an verſchiedne deutſche Fürſten, mit der Bitte, ihn in Arreſt nehmen zu laſſen.

Andre Unternehmungen von dieſer Art gaben zu erkennen, daß ſich dieſer Magiſtrat bey ſolcher Gelegenheit einbildete, ſein rechtmäßiger Richter zu

 ſeyn.

ſeyn. Es waren aber einige Leute der Meynung, weil Totleben noch in den Dienſten der General-Staaten ſtund, ſo könne er vor ſonſt niemanden, als vor das Kriegsgericht, gefodert werden.

Unterdeſſen gewann der Graf immer mehr Weg, irrte mit ſeiner Beute von einer Stadt zur andern, und kam nach Weimar, wo man ihn in Verhaft nahm. So bald die Richter in Amſterdam Nachricht hiervon hatten, ſchickten ſie einen Beamten mit einigen Gerichtsdienern dahin ab, um ihn abzuholen, und nach Amſterdam zu bringen; aber der Herzog von Sachſen-Weimar weigerte ſich wegen einiger Formalitäten, die ſie in Anſehung der Gerichtsbarkeit aus den Augen geſezt hatten, ihn auszuliefern. Ja er ſezte ihn ſo gar einige Zeit darauf völlig wieder in Freyheit.

Aber man erlaube uns, ein Wort von der Demoiſelle V*** zu gedenken. Als Totleben ſie entführte, gieng ſie erſt in ihr funfzehntes Jahr. Sie war blaß und hager, aber für ihr Alter ziemlich groß; übrigens war ſie noch unausgebildet, wunderlich, auffahriſch, und führte ſich überhaupt auf, wie ein Kind von zehen Jahren. Manche Leute wollen wiſſen, daß ſie damals noch nicht einmal mannbar geweſen ſeyn ſoll.

Da der Graf ſeine Freyheit hatte, ſo begab er ſich unter den Schuz Sr. preußiſchen Majeſtät, und hielt bey dieſem Könige um die Erlaubniß an, ſich an einem oder dem andern Orte ſeiner Staaten vermählen zu dürfen. Ehe ihm dieſer Monarch ſolches zugeſtand, wollte er wiſſen, ob die Entführung mit

Gewalt

Gewalt geſchehen wäre; und man verhörte alſo die Demoiſelle darüber. Sie erklärte ſich, ihre Flucht aus Amſterdam ſey nicht mit dem geringſten Zwange begleitet geweſen; ſie ſey aus bloßem eignen Antriebe, und mit gutem Willen mit dem Grafen fortgegangen. Nach dieſem Geſtändniſſe wurde die Vermählung ohne Umſtände genehm gehalten. Ja der König nahm ſich ſo gar des Beſten der beiden Eheleute an, daß ihnen das Vermögen, welches der Demoiſelle V*** zukam, und das ſich unter der Adminiſtration der Vormundſchaftskammer zu Amſterdam befand, übergeben würde. Dieſe Ablieferung machte Schwierigkeiten; denn ſie konnte, nach den Geſetzen der Holländer, unter keiner andern Bedingung ſtatt finden, als wenn die Vermählung im Lande gefeyert würde. Einige Zeit darauf geſchah die Trauungs-Cärimonie in der franzöſiſchen Kirche im Haag, nachdem ſich der Magiſtrat zu Amſterdam erkläret hatte, daß er von aller fernern Verfolgung des Grafen abſtehn wolle. Auf eine ſo glückliche Weiſe endigte ſich die Sache zum großen Vergnügen dieſes Mannes, der nunmehr ein angenehmes Leben hätte führen können, wenn er ſich dieſe neuerliche Gunſtbezeigung des Glücks hätte wiſſen zu Nutze zu machen. Aber ſein unruhiger und veränderlicher Geiſt, ſein Hang zur Verſchwendung, ſein übelregierter Ehrgeiz, und ſein unregelmäßiger Lebenswandel ſtürzten ihn wieder in neue Verlegenheit, wie wir im folgenden erzählen werden.

Nachdem er eine beträchtliche Summe Geldes erhalten, und den größten Theil ſeiner Schulden

bezahlet hatte, begab er ſich nach Berlin, in der Abſicht, ſeinen Wohnſitz daſelbſt aufzuſchlagen. Bey ſeiner Ankunft fand er für gut, ſich um die Gewogenheit des Markgrafen C = = zu bemühen, eines Prinzen, der bey dem Könige in großem Anſehen ſtund, in der Hoffnung, daß er durch deſſen Vorſchub einen rühmlichen Poſten in den Kriegsdienſten bekommen könnte. Allein ſo gut auch die Aufnahme war, die er bey dieſem Prinzen und andern Generalen fand, ſo erlangte er doch wegen der Hinderniſſe, die ſich hervorthaten, und die er ſonſt niemandem, als ſich ſelbſt, zuſchreiben konnte, keine Bedienung. An ſtatt, daß er einer Gemahlinn, die ihn aus dem Elende gezogen und in Ueberfluß geſetzt hatte, mit Achtung und Höflichkeit hätte begegnen ſollen, ſo verachtete er ſie, und begegnete ihr ſo übel, daß der ganze Hof daran ein Aergerniß nahm. Hierzu muß man noch einen Umſtand anmerken, den wir ſo gleich erzählen wollen, für deſſen völlige Zuverläßigkeit wir aber nicht ſtehn können. Die Frau Gräſinn von Totleben machte einen tiefen Eindruck in dem Herzen des Markgrafen. Anfänglich unterdrückte dieſer Prinz ſeine Neigung, und betrug ſich ſehr vorſichtig und zurückhaltend in ihrer Gegenwart. Weil er aber die Gleichgültigkeit der Dame gegen ihren Gemahl inne ward; ſo hielt er ſich nicht länger in den Schranken, die er ſich vorgeſchrieben hatte. Er ſchmeichelte ſich nunmehr, ſie zu bewegen, daß ſie ihm ſeine Liebe mit einiger Gegenliebe vergelten ſollte; und da er ſich für verſichert hielt, daß er bey einem Frauenzimmer von ſo weniger Erfahrung, und deren Herz über die Undank-

dankbarkeit und das ſchlechte Verfahren ihres Gemahls aufgebracht genug ſeyn mußte, um gegen einen andern deſto zärtlicher ſeyn zu können, ſehr wenig Widerſtand finden würde; ſo ſchwatzte er ihr von ſeiner Liebe vor. Seine Erklärung wurde ziemlich ſchlecht aufgenommen. Indeſſen ließ ſich der Prinz dadurch nicht ſo gleich abſchrecken, und fuhr fort zu hoffen.

Uebrigens dauerte das Mißverſtändniß zwiſchen dem Grafen und ſeiner Gemahlinn immer fort. Auch die Geburt eines Sohns, den ihm die Gräfinn zur Welt brachte, trug nichts zu einem beſſern Vernehmen bey. Die Erbitterung wurde immer heftiger; und weil der Geiſt der Zwietracht in ihren Herzen Beſitz genommen hatte, ſo fiengen ſie ſchon an, einander todfeind zu werden. Die Gräfinn erſchrak über die unaufhörliche Verſchwendung ihres Gemahls; und weil ſie derſelben mit Nachdrucke abzuhelfen wünſchte, ſo dachte ſie, ſie müſſe ſich die vortheilhafte Geſinnung, worinnen ſich der Markgraf gegen ſie befand, zu Nutze machen. Sie erſuchte dieſen Prinzen aufs inſtändigſte, ſeine guten Dienſte bey dem Könige anzuwenden, und bey Sr. Majeſtät eine Verfügung auszuwirken, daß Totleben unterſaget würde, den Ueberreſt eines beträchtlichen Vermögens, das ſie zu ihm gebracht hatte, nicht vollends zu verſchwenden. Die Bemühungen des Markgrafen waren von ſo gutem Erfolge, daß die Güter, welche die Gräfinn noch beſaß, ihrem Kinde, oder ihren Kindern ausgeſetzt wurden, ſo daß der verſchwenderiſche Graf bloß den Uſufructum davon behielt,

hielt, ohne den Fond ſelbſt iemals verpfänden oder veräußern zu können. Dieſe Verfügung verdroß ihn aufs äußerſte. Er betrachtete ſie als eine ſchimpfliche Beleidigung, die ihm wiederführe; er machte der Gräfinn die grauſamſten Vorwürfe darüber, überhäufte ſie mit Schimpfreden, und that ihr die erſchrecklichſten Drohungen an. Ja, er würde noch weiter fortgefahren ſeyn, ihr übel zu begegnen, und ſeine Drohungen vermuthlich ins Werk gerichtet haben, wenn ſie ſich nicht durch ein kräftigeres Mittel in Sicherheit geſetzt hätte. Sie hielt um die Eheſcheidung an, und erlangte dieſelbe ohne viel Mühe.

Da der Graf alſo durch dieſen plötzlichen Sturz um Vermögen, Frau, ja ſo gar um die Bedürfniſſe des Lebens kam, ſo verfiel er wieder in ſeinen vorigen Zuſtand, und wurde ſo dürftig, als er iemals geweſen war; iedoch mit dem Unterſchiede, daß er ſo wohl von ſeinen alten, als neuen Schulden befreyet war, indem ſie ſeine Gemahlinn alle zuſammen getilgt hatte. Er war über den Streich, den man ihm verſezzet hatte, ſo raſend, daß er ſeine, obgleich ohnmächtige Rachbegierde ſelbſt bis auf den Beſchützer der Gräfinn erſtreckte; er hatte die Tollkühnheit, daß er ſo gar an öffentlichen Orten nachtheiliche Reden wider den Marggrafen ausſtieß. Dieſer Prinz züchtigte ihn dafür. Totleben bekam Befehl, nicht mehr bey Hofe zu erſcheinen, und ſich aus Berlin wegzubegeben. Er gehorchte, und gieng ſo gleich nach Hildburgshauſen in Sachſen.

Die Gräfinn von Totleben, welche ſich hierdurch von der Geſellſchaft eines unerträglichen Mannes befreyet ſah, war noch immerfort ein Gegenſtand der Zärtlichkeit des Markgrafen. Weil ſie aber wußte, was ſie ſich ſelbſt ſchuldig wäre, ſo erhielt ſie ſich nicht allein bey ihrer Tugend, ſondern ſie wollte ſich auch wider allen Verdacht in Sicherheit ſetzen; und um der Verläumdung auch den geringſten weitern Vorwand zu benehmen, traf ſie mit allen ihren Sachen binnen etlichen Monaten Richtigkeit, verließ ſodann Berlin, und verfügte ſich auf ein Landgut nicht weit von der Stadt, welches ſie als ihr Vaterland anſehen konnte. Hier beweinte ſie mehr, als iemals, den Fehltritt, den ſie, ſo zu ſagen, in ihrer Kindheit begangen, und der ſo betrübte Folgen nach ſich gezogen, daß ſie ſich nämlich einem Manne von Totlebens Gemüthsart preis gegeben hatte.

Dieſer hingegen, der es für ſeine Perſon gewohnt war, wechſelsweiſe die Gunſtbezeigungen und Widerwärtigkeiten des Glücks zu erfahren, war auf die gewöhnlichen Mittel bedacht, ſich wegen des Verluſtes, welchen er erlitten hatte, ſchadlos zu ſtellen. Er behielt noch immer ſeine Stelle als Obriſter in den Dienſten der General-Staaten, und genoß die damit verknüpfte Penſion, weil ſeine Gläubiger alle befriedigt waren. Er war fleißig bedacht, ſeinen Urlaub von Zeit zu Zeit erneuern zu laſſen; und da ſeine letzte Beurlaubung einſtmals nächſten Tages zu Ende gehn ſollte, ſo entſchloß er ſich, nach Holland zurück zu kehren, und fieng an, die Anſtalten zu dieſer Reiſe

zu treffen. Er hatte ſich zwar um damalige Zeit, da die Unruhen des Krieges bereits angefangen hatten, Europa zu erſchüttern, in den Kopf geſetzt, daß er einen andern Herrn ſuchen, und bey dieſer oder jener kriegführenden Macht in Dienſte gehn wollte; es machten ihm aber ſehr wichtige Urſachen, davon die vornehmſten ſein übler Ruf und der Mangel an Gelde waren, dieſes Vorhaben um ſelbige Zeit, wo nicht unmöglich, doch ſehr ſchwer auszuführen.

Ehe er ſich auf die Reiſe machte, gieng er noch zu der Herzoginn von Sachſen-Hildburgshauſen, und nahm Abſchied. Dieſe Prinzeßinn, welche ſich keinen nachtheiligen Begriff von ihm gemacht hatte, vertraute ihm eine ziemlich beträchtliche Summe Geldes für den Prinzen, ihren Sohn, an, der damals als Obriſt-Lieutenant und Capitain unter dem Regimente der holländiſchen Leibwache bey den General-Staaten diente. Der Graf verſprach, dieſes Geld dem Prinzen bey ſeiner Ankunft im Haag einzuhändigen. Allein einige Stunden, nachdem er ſich auf den Weg gemacht hatte, ſchickte er ſeinen Kammerdiener Strauber an die Herzoginn zurück, ließ ihr melden, er ſey plötzlich von einer Bande von ſechs bis ſieben Straßenräubern angefallen, und ſeiner Bagage und alles Geldes beraubet worden, das man ihm anvertrauet gehabt hätte. Strauber wußte durch ſein niedergeſchlagnes Weſen und durch ſeine erdichteten Klagen die Sache ſo wahrſcheinlich zu machen, daß Ihro Durchl. ihm Glauben beymaaßen. Das Frauenzimmer hat immer zu viel Leichtgläubigkeit; und aus

einem

einem unglücklichen Schickſale wenden ſie dieſelbe faſt allemal am unrechten Orte an. Die gute Prinzeſſinn wurde wegen des vorgegebnen Unglücks, das dem Grafen wiederfahren ſeyn ſollte, vom Mitleiden gerührt; ſie bedaurete ihn, und gieng mit ſich ſelbſt zu Rathe, ob es wohlgethan ſeyn möchte, wenn ſie dem Kammerdiener eine andre Summe Geldes für den Prinzen, ihren Sohn, mitgäbe. Sie würde dieſes vermuthlich gethan haben, wenn ihr nicht einer von ihren Räthen, mit dem ſie davon ſprach, und der die Betrügerey errieth, abgerathen hätte. Die Klugheit, gnädigſte Frau, ſagte er zu ihr, erlaubt es nicht, daß Sie Sich noch einmal einer ſolchen Gefahr ausſetzen, die Sache mag nun wahr, oder erdichtet ſeyn. Auf dieſe Art brachte dieſer weiſe Hofmann, Totleben um das Vergnügen, die Prinzeßinn zweymal für einmal an einem und eben demſelben Tage hinters Licht zu führen.

Dritter Theil.

Rückkunft des Grafen von Totleben nach Holland. Seine Conferenzen mit dem rußiſchen Ambaſſadeur, Grafen von Golofkin. Entwurf zu einem Militair-Plan. Seine kluge Aufführung in einer Barke. Er geht aus den Dienſten der Republic. Seine Ankunft in Lübeck; ſeine ſonderbare Begebenheit mit einem franzöſiſchen Laufer. Er kömmt nach Petersburg. Die Kaiſerinn giebt ihm Audienz. Er wird zum commandirenden General einiger Frey-Bataillons ernannt. Beförderung ſeines Kammerdieners. Neue Kunſtgriffe, die er anwendet, um Geld zu bekommen. Seine Liebeshändel bey Hofe. Sein erſter Feldzug.

Als der Graf von Totleben in Holland wieder ankam, waren eine Menge Leute ſehr begierig, ihn zu ſehn. Das Gerücht war vor ihm hergegangen, indem es ſein wunderliches und ſonderbares Schickſal ausgepoſaunt hatte, und iedermann wünſchte, einen ſo ſeltſamen Glücksritter in der Nähe zu ſehn. Welch eine Neubegier! Wer weis, ob der Ruhm eines Alexanders, eines Scipio des Afrikaners, eines Hannibals, deren Thaten mit Rechte unter die herrlichſten Denkmaale des Alterthums gerechnet werden, iemals ſo viel Bewunderer gehabt hat, als der Ruf von dieſem Landläufer neugierige Leute machte.

Es gieng damals gleich das Gerüchte, daß die Kaiſerinn von Rußland an dem Kriege, der zwiſchen dem

dem Hauſe Oeſterreich und dem Könige von Preuſſen entſtanden war, und der durch den Einfall dieſes Monarchen in Sachſen ausbrach, Antheil nehmen würde. Dieſe Begebenheit wurde für den Grafen von Totleben ein neuer Gegenſtand der Aufmerkſamkeit, und brachte ihn auf die Gedanken, in rußiſche Dienſte zu gehn. Er wußte, daß der Hof zu Petersburg in dergleichen Fällen die Gewohnheit hatte, die Anerbietungen, welche ihm ausländiſche Officiers thun, anzunehmen. Er ſah wohl ein, daß er in den Dienſten der Republic, welche gleich bey dem Anfange der gegenwärtigen Unruhen die Neutralität ergriffen hatte, binnen langer Zeit keine höhere Bedienung erwarten dürfte. Ueberdieß machte ihm ſein erfindungsreicher Geiſt leicht begreiflich, daß er ſein Glück nicht anders machen könnte, als wenn er im Trüben fiſchte, und hingienge, ſich in einem Lande zu zeigen, wo man ſeine ſeltnen Vortrefflichkeiten noch nicht kannte. Der rußiſche Ambaſſadeur, Graf von Goloſkin, dem er ſeinen Antrag that, ſagte ihm mit wenigen Worten, ob es gleich zu vermuthen ſtünde, daß die Truppen der Kaiſerinn bey den gegenwärtigen Umſtänden würden verſtärket werden, ſo habe er doch noch keinen ausdrücklichen Befehl, fremde Officiers zum Dienſte Ihro Majeſtät anzuwerben; alles, was er ihm deßwegen ſagen könnte, wäre dieſes, daß diejenigen, welche Luſt hätten, Dienſte zu nehmen, wohl thun würden, wenn ſie ſich deßwegen nach St. Petersburg begäben. Unſer ungeduldiger Krieger ließ es indeſſen nicht bey der bloßen Anerbietung ſeiner Dienſte bewenden; er überreichte dem

Grafen von Goloſkin auch den Grundriß zu einem Project in Abſicht auf den kleinen Krieg. Wenn man die Augen nur ein wenig auf dieſen Plan wirft, ſo ſieht man, daß Totleben einen Vorſchlag that, deſſen Bewerkſtelligung damals ſeine Kräfte zu überſteigen ſchien. Er erbot ſich, zum Dienſte Jhro kaiſerl. Majeſtät zehn tauſend Mann auf ſeine eignen Koſten anzuwerben, die theils aus regulären, theils aus irregulären Truppen beſtehn ſollten, nebſt vier tauſend Mann Reuterey; und dieſes Corps mit den benöthigten Waffen zu verſehn, alles unter folgenden Bedingungen: 1) daß Er, der Graf, zum General-Major ernannt würde, und das Commando en Chef über das ſämmtliche Corps bekäme; 2) daß er allemal ſeine Operationen beſonders, und für ſich vornehmen könnte, ohne directe von dem General-Feldmarſchall über die ganze Armee zu dependiren; 2) daß er, wenn er dieſes Corps anwörbe, und ſo lange daſſelbe beſtünde, das Recht haben und behalten ſollte, alle Officiers mit Beyfalle und Bewilligung Jhro kaiſerlichen Majeſtät zu ernennen. Vermöge dieſes Plans, und insbeſondre vermöge des letzten Artikels ſah er, außer ſeiner eignen Promotion, hauptſächlich auf eine Quelle von reichen Einkünften; eine Sache, die er niemals aus den Augen verlor, und darinnen er ſich durch eine langwierige Erfahrung viel Einſicht und Geſchicklichkeit erworben hatte.

Dieſem Plane zu folge ſollte die Repartition dieſes Corps folgender Maaßen geſchehn.

Infan-

Infanterie.

3 Bataillons zu Fuß, iegl. von 1200 Mann . .	3600
2 Bataillons Grenadierer, iegl. von 750 Mann . .	1500
1 Artillerie-Compagnie von .	300
4 Jäger-Compagnien, iede von 150 Mann . .	600
Summa	6000

Cavalerie.

6 Schwadronen gemeine Reuterey, iede von 200 Mann .	1200
1 Regiment Dragoner in 10 Compagnies getheilt, iede von 100 Mann	1000
1 Regiment Huſaren von 6 Schwadronen, iede von 200 Mann	1200
6 Jäger-Compagnien, iegliche von 100 Mann . .	600
Summa	4000

Alles zuſammen machte ein Corps von	10000
Mann, nämlich an Infanterie	6000
nnd an Cavalerie . .	4000.

Es war kein bloßes Project, ſondern ein ordentlich abgehandelter Plan, der zu weitläuftig iſt, als daß wir ihn hier füglich einrücken könnten. Totleben übergab ihn dem beſagten Miniſter, der ihn an ſeinen Hof ſchickte, ohne ſich ſelbſt weiter damit abzuge-

zugeben, oder ihn mit ſeiner Empfehlung zu unterſtüz-
zen. Da der Hof damals wider den König von Preußen ſehr aufgebracht war, ſo ſagte Totleben, der dieſes wußte, in ſeinem Plane, um denſelben deſto annehmlicher zu machen: das gedachte Corps ſollte ſo eingerichtet werden, daß es im Stande wäre, ſeine Operationen eben ſo wohl im Winter fortzuſetzen, als im Sommer. Eben dieſer Plan enthielt auch viel andre Dinge, die nach der Meynung der erfahrenſten Officiers für unmöglich erkannt wurden, und die übrigens größtentheils von der Beſchaffenheit waren, daß ſie ſich von den in Europa eingeführten Regeln der Kriegskunſt gar ſehr entfernten.

Unter der Zeit, daß der Graf von Totleben mit Ungeduld erwartete, was für Folgen ſein Plan haben würde, vergiengen etliche Wochen, ehe er um ſeine Dimißion aus den Dienſten der Republic anſuchte, und dieſelbe erhielt. Während der kurzen Zeit, die er in Holland vollends zubrachte, begegnete ihm ein artiger Zufall auf einer Barke, auf der er ſich mit einigen andern reiſenden Perſonen befand. Wir wollen denſelben mit ſeinen Umſtänden erzählen, weil auch dieſe ſehr ſeltſam, und zum wenigſten ſo intereſſant ſind, als die Geſchichte eines Flohes, die man vor einiger Zeit in Frankreich gedruckt hat.

Man weis, daß um die Zeit der Meſſe in Rotterdam die ordentlichen Barken, die von Delft nach dieſer Stadt gehen, allemal voller Leute ſind, und daß es beſonders ſchwer iſt, einen Platz darinnen auf dem Rouf, oder in der Cajütte, (einer Art von kleinem

Zim-

Zimmer,) zu bekommen. Totleben, der ſich vorgenommen hatte, einen ſeiner Landsleute in Rotterdam zu beſuchen, ſah, daß der Rouf vermiethet war, und beſchloß, ſich lieber auf die nächſt folgende Barke zu ſetzen, als mitten unter dem Haufen zu reiſen. Ein Geiſtlicher, der mit ſeiner Frau und Tochter darzu kam, faßte eben denſelben Entſchluß. Sie fiengen alle mit einander an zu Rathe zu gehn, ob man ſich wohl entſchließen ſollte, den Rouf auf der erſten Barke, die man erwartete, für ſich zu miethen. Der Geiſtliche, der nach der Gewohnheit der Herren Schwarzröcke gern wirthſchaftlich ſeyn mochte, rieth dem Grafen, er ſolle ſich nicht übereilen, und noch auf die Ankunft einiger andern ehrlichen Leute warten, damit man die Ueberfahrt mit deſto leichtern Koſten thun könnte. Indem man noch davon ſprach, kamen ein paar Kaufleute mit ihren Weibern und einem Advocaten, welche alle zuſammen nach Rotterdam wollten. Weil ſie geeilt waren, um zu rechter Zeit da zu ſeyn und gute Plätze zu bekommen, ſo waren ſie alle ganz athemlos. Der Vorſchlag, den man ihnen that, daß ſie alle zuſammen den Rouf miethen wollten, wurde mit Vergnügen angenommen; und da die Anzahl der Perſonen zu groß war, ſo ſtellte man ſich ſo gut, als man konnte, und der Advocat blieb, um der Bequemlichkeit des Frauenzimmers willen, haußen bey dem Schiffer. Nachdem ſich iedermann geſetzt, und eines das andre mit derjenigen Neugier angeſehen hatte, die unter denen, welche mit einander reiſen, ſo gewöhnlich iſt, fieng der ernſthafte Prediger zuerſt an, das Stillſchweigen zu bre-

brechen. Was er ſagte, und was ſich damals zutrug, iſt keine Erdichtung; es können dieſes drey Perſonen bezeugen, die ſich noch heutiges Tages am Leben befinden; und wir wollen es treulich und nach der Wahrheit erzählen.

Der fromme Geiſtliche alſo fieng mit einer eben ſo rührenden als pathetiſchen Art an, die mancherley Unglücksfälle nach einander herzuerzählen, die ſeit dem Jahre 1740 Europa in Schrecken geſetzt haben. Kalte Winter, theure Zeiten, Kriege, Viehſeuchen, Verfall der Handlung, Erdbeben und andre Landplagen waren nichts andres als Folgen von den Sünden der Menſchen, und lauter Züchtigungen Gottes, welche die Einwohner der vereinigten Provinzen beſonders empfunden hätten. Nach dieſem kleinen Eingange fieng der Prediger an, ſich über die Folgen einer ieglichen von dieſen Landplagen weitläuftig auszubreiten, bis endlich einer von den Kaufleuten die Geduld verlor, und ihn mit den Worten unterbrach: Ja, ja, Herr Paſtor, dieſes wiſſen wir alles; und es iſt beſſer, wenn man davon auf der Kanzel ſpricht, als in einer Barke. Alsdann wurde das Geſpräch zum großen Vergnügen der Geſellſchaft allgemeiner, welche durch die ernſthafte Rede, die der Prieſter aufs Tapet gebracht hatte, ſchon darauf vorbereitet war, daß ſie etliche Stunden in der Andacht zubringen ſollte. Jedoch währte dieſes Vergnügen nicht lange; denn kaum hatte man den Schriftgelehrten in ſeiner Rede unterbrochen, ſo fieng der Graf von Totleben an, eine prächtige Lobrede auf die Heldentha-

denthaten zu halten, die er in dem vorigen Kriege gethan hatte. Er erzählte unglaubliche Wunderdinge von ſeinen tapfern Unternehmungen; und ſetzte hinzu, man habe es bloß der Geſchicklichkeit der Ausländer zu danken, daß die Sachen ein ſo glückliches Ende genommen hätten, und ohne die Beyhülfe und Tapferkeit der deutſchen Officiers würde es damals um die Republic geſchehen geweſen ſeyn. Hierauf kam er auf ſeine eignen Thaten, und erzählte verſchiedne derſelben nach allen Umſtänden. In einem gewiſſen Treffen, (dabey er iedoch nicht geweſen iſt,) waren ihm drey Pferde unter dem Leibe getödtet worden. Währender Belagerung von Bergen op Zoom, (zu welcher Zeit er noch in Sachſen war, und wenigſtens noch nicht in den Dienſten der General-Staaten ſtund,) hatte er eigenhändig ſechs franzöſiſche Grenadiers getödtet. Mit einem Worte, nach ſeiner Erzählung waren die glorreichſten Thaten der größten Helden in unſerm Jahrhunderte, mit den ſeinigen verglichen, weiter nichts, als Kinderſpiel. Weil aber der Kaufmann, von dem wir bereits geſprochen haben, die Praiereyen dieſes Schwätzers eben ſo wenig vertragen konnte, als die unzeitige Predigt des Geiſtlichen, ſo fiel er ihm bey ſeiner lügengenhaften Erzählung kühnlich ins Wort, und bat ihn zugleich, daß er ſich ſolcher Reden enthalten ſollte, die der Ehre der Holländer ſchimpflich wären. Wir wären zu bedauren, mein Herr, ſagte er, wenn wir unſre Rettung den Ausländern zu danken haben ſollten; es kann ſeyn, daß es einige darunter gegeben hat, die es ſehr gut mit uns meyn-

meynten, aber die meiſten ſind weiter nichts geweſen, als Glücksritter, die dem Lande zur Laſt waren. Haben Sie doch die Gütigkeit, und belieben Sie mir zu ſagen, was für Wunderwerke dieſe Herren gethan haben? Wodurch hat ſich denn zum Exempel der ſaubre Totleben, Graf mit Ehren zu melden, ein Hundsfott, der den Krieg niemals geſehen, und durch den Raub, deſſen er ſich ſchuldig gemacht, den Galgen verdienet hat, wodurch hat ſich denn dieſer in unſerm Lande berühmt gemacht, außer durch ſeine vielfältigen Spitzbübereyen? Hat ſich der Ritter de Vial durch etwas andres hervorgethan, als durch unmenſchliche Grauſamkeiten, die ſich eher für einen Straßenräuber ſchicken, als für einen Kriegsmann? Was dünkt Ihnen davon, ſetzte er hinzu, indem er ſich zu dem Advocaten wendete, hat ſichs wohl der Mühe verlohnet, daß wir ſolche ſchlechte und unnütze Werkzeuge uns zu Hülfe gerufen haben? Der Advocat war dieſes ganze Geſpräch über ſtille geblieben; welches Betragen bey ſolchen Gelegenheiten das vernünftigſte iſt. Er kannte den Grafen von Totleben, weil er ihn verſchiedne mal an andern Orten geſehen hatte; dieſer wußte es aber nicht. Er befand ſich anfänglich in einiger Verlegenheit, was für eine Antwort er dem Kaufmanne geben ſollte, und ſagte endlich zu ihm: Ich weis nicht, wie weit wir nöthig gehabt haben, oder künftig noch haben möchten, uns fremder Officiers zu bedienen.

Was

Was den Grafen von Totleben betrifft, ſo hat er vielleicht Heldenthaten gethan, die wir nicht wiſſen; und, ſetzte er mit einem boshaften Lächeln hinzu, wenn er hier zugegen wäre, ſo würde er Urſache haben, die Schilderung übel zu nehmen, die Sie von ſeinem Charakter machen. Ich mache mir nichts aus einem ſolchen Schurken, verſetzte der Kaufmann; ich wünſchte, daß er da wäre; ich wollte ihm die Wahrheit ſo tüchtig ſagen, daß er ſehr froh ſeyn ſollte, wenn er wieder von der Barke wegkommen könnte. Der Graf hörte dieſe für ihn unangenehmen Reden mit an, und beobachtete ein tiefes Stillſchweigen, bis man an ein Dorf, Namens Overſchie, gelangte. Daſelbſt ergriff er unter dem Vorwande, daß er ſich ein wenig erfriſchen wollte, den weiſen Entſchluß, die Geſellſchaft zu verlaſſen, und kam nicht wieder in die Barke. Die beiden Kaufleute und ihre Weiber ſo wohl, als der Prediger, verwunderten ſich darüber; aber der Advocat eröffnete ihnen das Verſtändniß, indem er ihnen ſagte, der Mann, auf den ſie warteten, wäre der Graf von Totleben mit Leib und Seele.

Kurz darauf liefen zuverläßige Nachrichten ein, daß die Kaiſerinn aller Reußen den Entſchluß gefaßt hätte, dem Könige von Pohlen, als Churfürſten von Sachſen, mit ihren Truppen beyzuſtehn; daß ſie zu dem Ende ein zahlreiche Armee auf den Gränzen von Liefland zuſammen zöge; und daß ſie, aller Wahrſcheinlichkeit nach, dem Konige von Preußen den Krieg

ankündigen würde. Alsdann ließ der Graf von Goloffkin unſern Helden aufſuchen, um ihm zu ſagen, daß der Hof wegen des vorgeſchlagnen Plans zu der Anwerbung eines Corps von zehn tauſend Mann noch keine beſtimmte Erklärung geben könnte, wiewohl er denſelben auch nicht für unthunlich anſähe; unterdeſſen könne er ſich allemal auf die Achtung Ihro zariſchen Majeſtät gegen die ausländiſchen Officiers von Verdienſten Rechnung, ja ſo gar Hoffnung machen, daß er einen rühmlichen Poſten unter Ihren Truppen bekommen ſollte, wenn er ſich entſchließen könnte, aus den Dienſten der Republic zu gehn, und ſich nach St. Petersburg zu verfügen. Zu gleicher Zeit empfahl er ihm im Namen ſeiner Beherrſcherinn, ſich in Anſehung dieſes Punctes mit einer gewiſſenhaften Genauigkeit ſo zu betragen, daß diejenigen Mächte, mit denen ſie in gutem Vernehmen zu leben wünſchte, auch keinen Schatten vom Vorwande zu irgend einer Beſchwerde bekämen.

Dieſe Antwort war noch nicht völlig nach Totlebens Geſchmacke; ſie ſtürzte ihn vielmehr in eine Art von Zweifelhaftigkeit. Er wußte nicht, zu was er ſich entſchließen ſollte; er gieng einige Tage lang hinter einander mit ſich ſelbſt zu Rathe. Jegliche Partey, die er ergreifen konnte, hatte ihre Unbequemlichkeiten. Sich aus den Dienſten der Republic zu begeben, ohne gewiß verſichert zu ſeyn, ob er anderwärts eine Bedienung bekommen würde, hieß nichts andres, als ſich von einer gründlichen Verſorgung losſagen, um einem ungewiſſen Glücke nach-

zurennen. Dableiben, hieß nichts andres, als ohne alle Hoffnung leben, ob er ſo bald eine Beförderung erhalten würde, wie er ſie ſich wünſchte. Wiewohl nun der letztre Entſchluß den Regeln der Klugheit gemäßer war, ſo folgte doch Totleben dem Antriebe ſeines unruhigen und zur Veränderung geneigten Geiſten, und ließ das erſtre vorwalten; demnach ſuchte er um ſeine Dimißion an, welche er auch ohne Schwierigkeit erhielt.

Unſer Landſtreicher ſäumte nicht lange, Holland zu verlaſſen, um ſich dahin zu begeben, wo nach ſeiner Meynung das Glück auf ihn wartete. Er machte ſich auf den Weg nach Hamburg, mit ſehr wenigem Gelde verſehen, und bloß in der Begleitung ſeines Hanswurſts Straubers. In dieſer Stadt hielt er ſich gar nicht auf; ſondern begab ſich nach Lübeck, wo er aus der Noth eine Tugend machte, und ſich etliche Wochen aufhielt. Während dieſer Zeit hatte er eine ſehr merkwürdige Begebenheit mit einem franzöſiſchen Lauſer, welche man wohl als ein Meiſterſtück der Liſt und Schelmerey gelten laſſen kann. Er gab ſich für einen Obriſten unter den holländiſchen Truppen aus, und verſicherte, daß er auf ſeine Equipage und Bedienten wartete, deren Anzahl ſein getreuer Strauber unvergleichlich zu vergrößern wußte. Er hatte ſich in eins der vornehmſten Wirthshäuſer der Stadt eingemiethet, und binnen kurzer Zeit war der Aufwand, den er daſelbſt machte, bis auf vierhundert Thaler deutſches Geld aufgelaufen. Wie ſollte dieſe Schuld bezahlet werden?

Wie ſollte er nach St. Petersburg gehn, und daſelbſt mit Ehren erſcheinen? Strauber hatte ihm bereits den Rath gegeben, er ſollte ſuchen, wo der Zimmermann das Loch gelaſſen hätte, und ſich bey Nacht und Nebel davon machen; Totleben aber, der ſich auf eine plötzliche Gunſtbezeigung des Glückes Rechnung machte, verſchob es von einer Zeit zur andern, ſich dieſes Hülfsmittels zu bedienen. Strauber fieng ſchon an, allen Muth zu verlieren. Was Teufel, Herr Graf, redete er ihn an, wollen wir denn raſend ſeyn? Jedermann ſpricht von den ſchönen Streichen, die wir mit einander geſpielt haben; und wollen wir denn nunmehr eine Ehre darinnen ſuchen, daß wir ein gar zu zärtliches Gewiſſen haben? Ey pfui doch; dieſes wollen wir den gemeinen Leuten und den dummen Teufeln überlaſſen. Indem ſie ſo mit einander von dieſer Materie ſprachen, kam ein Laufer, welcher gehöret hatte, daß ein holländiſcher Graf in dem Wirthshauſe logirte, und bot ſich an, daß er bey ihm in Dienſte treten wollte. Der Graf wollte ihn nicht annehmen, indem er ſagte, er erwartete alle Augenblicke ſeine Bedienten, die er in Holland zurück gelaſſen hätte. Weil ihm aber dieſer Kerl zum Unterpfande ſeiner Treue einen Beutel mit dreyhundert Ducaten anbot, die er, ſeiner Erzählung nach, nebſt andern koſtbaren Effecten von einem franzöſiſchen Officier geerbt hatte, welcher erſchoſſen worden war, ſo verſchwand die Schwierigkeit den Augenblick, und Totleben nahm ihn von Stund an als Laufer in ſeine Dienſte; wobey er ſagte, zur Verſicherung ſeiner

guten

guten Aufführung wolle er dieſes Geld in Verwahrung behalten, über welches er ihm einen Schein auszuhändigen, mit allem Fleiße vergaß.

Auf der andern Seite that Strauber ſein Beſtes; er entdeckte, daß der Laufer noch einige Uhren, Tabatieren, und ein goldnes Degengehenke, imgleichen einige diamantne Ringe hatte, und gab ſeinem Herrn alsbald Nachricht davon. Dieſer, welcher die Gewohnheit hatte, ſich nicht die geringſte Gelegenheit, ſeinen Profit zu machen, entwiſchen zu laſſen, war über dieſe Entdeckung ſehr vergnügt, indem er ſich von derſelben ein neues Wachsthum ſeines Vermögens verſprach. Er ließ ſeinen Laufer den Augenblick zu ſich kommen, und ſagte ihm, wenn er Luſt hätte, ſeine Juwelen zu verlaſſen, ſo wolle er ſie ihm für einen Preis abkaufen, wie ſie von geſchwornen Leuten würden geſchätzt werden. Dieſer Menſch, der nichts mehr wünſchte, als ſich dieſe Sachen, die er ohne allen Zweifel geſtohlen hatte, vom Halſe zu ſchaffen, ließ ſich den Vorſchlag ſeines Herrn mit Freuden gefallen. Er that noch mehr; weil er ſich von der Großmuth des Grafen einen ſehr hohen Begriff gemacht hatte, ſo bat er ihn aufs inſtändigſte, daß er ſelbſt den Preis beſtimmen möchte. Man handelte demnach auf eine Summe von vierhundert Ducaten. Höre an, La Poſte, ſagte Totleben hierauf zu ſeinem Laufer, du biſt gut zu Fuße; geh nach Hamburg, und bringe meinem Banquier dieſen Wechſelbrief; er wird dir tauſend Ducaten geben; behalte davon die ſiebenhundert,

die

die dir gehören, und das übrige bringe mir zurück.

Auf dieſen Befehl reiſte der gehorſame La Poſte fort, und weil er ſich auf ſeine geſchwinden Füſſe verließ, ſo hoffte er binnen zween Tagen ſeine Reiſe zu endigen. Dieſes gelang ihm; aber ſein Weg kam ihm theuer zu ſtehn. Er brachte dem Banquier in Hamburg den Wechſel; dieſer weigerte ſich, denſelben zu bezahlen, indem er ſagte, er kenne den Grafen von Totleben bloß dem Namen nach, habe aber niemals das Geringſte mit ihm zu thun gehabt. Und da La Poſte wieder zurückkehren wollte, wurde er in Arreſt genommen, und auf Befehl des Magiſtrats gefangen geſetzt; indem der franzöſiſche Miniſter, Herr von Champeaux, den Magiſtrat darum erſuchet, weil er ihn im Verdachte hatte, daß er derjenige wäre, der vor kurzem dem franzöſiſchen General, Herzoge von = = = für mehr als 2500 Thaler Effecten geſtohlen hatte, und damit davon gelaufen war.

Währender Zeit, daß dem Laufer dieſer Zufall begegnete, miethete der Graf von Totleben, nachdem er ſeinem Wirthe in Lübeck bezahlet, was er ihm ſchuldig worden war, und die Sachen, wovon wir gedacht haben, unter der Hand verkaufet hatte, ein Schiff, an deſſen Bord er ſich begab, und nach St. Petersburg ſegelte, wo er einige Tage darauf glücklich anlangte. Der Laufer wurde noch unglücklicher; denn er ward an die franzöſi-

ſche

ſche Armee ausgeliefert, wo man ihn des Diebſtahls überführte, und ſo dann aufknüpfte. Bey der Unterſuchung hatte er ausgeſagt, er habe die Sachen in den Händen des Grafen von Totleben gelaſſen; Dieſer aber, als man nachher deßwegen an ihn ſchrieb, leugnete die Sache, und betheuerte, es ſey eine Betrügerey.

Als der Graf in St. Petersburg anlangte, ward er die großen kriegeriſchen Zurüſtungen gewahr, womit man ſich daſelbſt beſchäfftigte. Er gieng, und miethete ſich ein Zimmer bey einem franzöſiſchen Gaſtwirthe, wo die Fremden ſich einzulogiren gewohnt waren. Nachdem er ſich daſelbſt das erſte mal ruhig niedergeſetzt hatte, nahm ſich ſein Kammerdiener noch ſelbigen Abend die Freyheit, ihm eine kleine Ermahnung zu geben: **Nun, Herr Graf, ſagte er, hier ſind wir in einer neuen Welt; was für eine Rolle wollen wir hier ſpielen? Wenn die Leute hier erfahren ſollten, wer wir wären, ſo würde unſer Aufenthalt nicht lange dauern; und wenn Ihre großen Anſchläge in den Brunnen fallen, ſo iſt es um uns geſchehen; denn hier werden wir weder Juwelierer zu betrügen, noch Laufer hinters Licht zu führen, weder Mädchen zu entführen, noch Prinzeßinnen zu beſtehlen finden. In der That, Herr Graf,** ſo beſchloß er endlich ſeine Predigt, **ich dächte, es wäre Zeit, daß wir einmal ehrliche Leute würden; wir ſind ja lange genug**

Schelme geweſen. Während dieſer Anrede ſah ihn der Graf ſtarr und ſteif an, und bewunderte ihn wegen ſeiner ernſthaften und erbaulichen Mine dabey. Nein, Strauber, ſage mir, biſt du beſoffen, ein Narre, oder ein Pinſel? Was haſt du mir denn in Lübeck geſagt? Du biſt ziemlich wetterwendiſch. Hier müſſen wir unſer Glück machen. Binnen kurzem ſollſt du ſehn, daß ich General an der Spitze einer Armee ſeyn will, und ich will es erleben, dich als Officier unter meinen Truppen zu ſehn ‥ Das iſt zu viel Ehre für mich, verſetzte Strauber, und ich bitte Sie ſehr, daß Sie es nicht thun. Wer Teufel wollte unter ſolchen Naſenabſchneidern, wie die Coſaken und Kalmucken ſind, dienen? Ueberdieß, fuhr er fort, würde ich einen ſchlechten Soldaten abgeben; ich würde vielen von unſern neuen Helden gleich ſeyn, die ſich im Kriege einen großen Namen zu machen ſuchen, die aber die Gefahr der Ausführung lieber andern überlaſſen. Sehen Sie, ob ich bey einer ſolchen Gemüthsverfaſſung wohl einen guten Officier vorſtellen kann. Ich mache keine Sache gern halb. Ihrem guten Rathe und Ihrem Beyſpiele habe ich es zu danken, daß ich ein rechter Schelm geweſen bin; aber ich fühle nicht Herz genug bey mir, einen rechten Kriegsmann abzugeben.

Als Totleben anfieng ſich öffentlich zu zeigen, bewarb er ſich um Freunde; und einige wollen behaupten, er habe in dieſer Abſicht einen Theil von dem Gelde angewendet, das er aus dem Verkaufe der Juwelen gezogen, die ihm der Laufer anvertrauet hatte. Er gab auch ein Tractament, zu welchem er einige Miniſter, und eine Menge von dem vornehmſten Adel einlud. Die glänzende Pracht, in der er ſich zeigte, machte, daß man einen ſehr vortheilhaften Begriff von ſeiner Perſon faßte; und weil ihn die Ruſſen für einen Mann von vornehmer Herkunft hielten, ſo meynten ſie, er ſey in der Kriegskunſt ungemein wohl bewandert. Die Empfehlungen des Grafen Fermor, eines Deutſchen von Geburt, welcher vor kurzem zum General-Lieutenant in rußiſchen Dienſten ernannt worden war, und die Freundſchaft eines gewiſſen berühmten Arztes, der in großem Anſehen ſtand, verſchafften ihm Zutritt bey der Kaiſerinn. Bey der erſten Audienz, die ihm dieſe Prinzeſſinn gab, ſagte Sie zu ihm: Jch habe von meinem Ambaſſadeur in Holland den Plan erhalten, den Sie ihm übergeben haben. Jch höre es mit Vergnügen, daß Sie ſo begierig ſind, in meine Dienſte zu treten; Da ich mich genöthigt geſehen habe, die Waffen zu ergreifen, ſo werden meine tapfern Officiers häufige Gelegenheiten finden, ſich hervorzuthun. Unterdeſſen werde ich mit meinen Miniſtern von dem Kriegs-Departement zu Rathe gehn, was für Anſtalten wegen der Anwerbung eines

Corps von Freywilligen zu treffen ſind, darüber ich geſonnen bin, Ihnen das Commando zu ertheilen. Der Graf ſtattete Ihro Majeſtät für das Zutrauen, ſo Sie ihm bezeigten, die ehrerbietigſte Dankſagung ab, und ſetzte hinzu, er wünſchte Ihr auf eine ſolche Art zu dienen, die etwas zu der Ehre Ihrer Regierung, und zu dem glücklichen Erfolge Ihrer Waffen beytrüge. Die Kaiſerinn fragte ihn hierauf, ob ſich die Republic auch in den Krieg einlaſſen würde; welches der Graf mit Nein beantwortete, indem er ſagte, die General-Staaten hätten ſich zur Neutralität erkläret. Das iſt wahr, verſetzten Ihro Majeſtät, ſie thun wohl, wenn ſie bey den itzigen Unruhen bloße Zuſchauer abgeben; und ich glaube, es würde keinesweges zu ihrem Vortheile gereichen, wenn ſie ſelbſt Antheil daran nähmen.

Indem alſo die rußiſchen Miniſter und Generalen, nach den Befehlen der Kaiſerinn, wegen der Anwerbung eines Corps von Frey-Bataillons mit einander zu Rathe giengen, ſo überließ ſich der Graf von Totleben den artigſten Einbildungen in Anſehung des doppelten Glückes, das er zu machen hoffte. Er ſah nunmehr den Augenblick herannahen, der ihn auf den Gipfel der Größe und des Anſehens auf eine Art ſetzen ſollte, die fähig wäre, ganz Europa in Erſtaunen zu ſetzen, und ihm einen Triumph über eine ganze Menge Feinde zu gewähren. Da ſein Ehrgeiz ſich auf dieſe Weiſe ſchmeichelte, ſo beſchloß er zu gleicher Zeit, auf Sei-

ken der Galanterie eine wichtige Unternehmung zu wagen. Aus dieſer Abſicht ließ er ſich eine Liſte von den jüngſten, ſchönſten und reichſten Damen in Petersburg geben, und gieng mit Straubern zu Rathe, welcher man wohl unter allen den Vorzug geben ſollte. Ey! Herr Graf, ſagte der Kammerdiener, an der Wahl iſt nichts gelegen, wenn ſie nur reich iſt; das iſt der wichtigſte Punct; im übrigen aber, wertheſter Herr Graf, ſetzte er hinzu, nehmen Sie keine, die gar zu jung iſt, damit ſie nicht gar zu lange leben bleibt; denn Ihre Vermählungen ſind wahrhaftig noch nicht alle zu Ende.

Das Reſultat von den militairiſchen Conferenzen, welche auf Befehl Ihro kaiſerlichen Majeſtät gehalten wurden, war, daß der Graf von Totleben, mit dem Charakter eines General-Majors, das Commando über ein Corps Freywillige von 12000 Mann führen ſollte, die auf folgenden Fuß geſetzt werden ſollten:

Cavalerie.

Huſaren	1500
Reuter	1000
Dragoner	1000
Coſaken	1000
	4500

Infanterie.

Fußgänger, in 4 Bataillons eingetheilt,	4000
Grenadierer, in 2 Bataillons eingetheilt,	2000
Jäger	1000
Artillerie-Corps	500
	7500

Davon die ganze Summe 12000 Mann, ſo wohl Cavalerie, als Infanterie ausmachte.

Dieſes Corps, welches in der Folge, da der Graf von Totleben zum General-Lieutenant erhoben wurde, noch 3000 Mann und 1500 Pferde Verſtärkung bekam, wurde mit 36 Canonen und 6 Feuermörſern verſehen. Der getreue Strauber wurde ſo gleich zum Lieutenant unter dem Jäger-Corps ernannt, und kurz darauf mit einer Compagnie beehret. Er hat als Parteygänger vortrefflich gedient; wurde aber in ſeinem zweyten Feldzuge getödtet, und von ſeinem Herrn aufs äußerſte bedauert, indem er deſſen ganzer Troſt, beſonders in den Zeiten der Widerwärtigkeit, geweſen war.

Die Zurüſtungen zum Kriege waren ſehr beträchtlich; denn außer dem Corps von Freywilligen unter Totlebens Commando, machte man auch noch andre Vermehrungen unter den rußiſchen Truppen. Man übergab dem Feldmarſchall von Apraxin das Obercommando über diejenige Armee, welche das Königreich Preußen erobern ſollte.

ſollte. Der General Fermor ſollte unter ihm ein beſondres Corps commandiren, wovon die totlebenſchen Freybataillons einen Theil ausmachen ſollten. Schon damals wollte man einige Spuren von der Eiferſucht und dem Mißverſtändniſſe bemerken, welche in der Folge zwiſchen dieſen beiden Generalen ſo öffentlich ausbrachen; und da Totleben in Anſehung beider eine vollkommene Neutralität beobachtete, ſo erwarb er ſich das Vertrauen und die Freundſchaft bey allen beiden. Sie beſtrebten ſich um die Wette, ihm Beweiſe davon zu geben. Der Feldmarſchall ließ ihm durch einen Banquier in Petersburg eine Summe von vier tauſend Ducaten auf Jahresfriſt vorſchieſſen, um ihm die Anwerbung ſeines Corps von Freywilligen zu erleichtern; und der General-Lieutenant, Graf von Fermor, verſchaffte ihm Gelegenheit, verſchiedne Compagnien ſo wohl von der Infanterie als Cavalerie, davon ihm die Ernennung der Hauptleute zuſtand, auf ſehr vortheilhafte Bedingungen an Mann zu bringen; dergeſtalt, daß Totleben nicht allein große Summen Geldes ſammelte, ſondern ſich auch mächtige Freunde machte, auf die er ſich in verdrüßlichen Fällen Rechnung machen konnte. Manchmal ſtellte er ſich überaus uneigennützig an. Unter andern machte er dem Sohne einer ſehr reichen Wittbe in Petersburg ein Geſchenke mit einer Compagnie Dragoner. Dieſe Dame, welche eine ungemein zärtliche Liebe für ihren Sohn hatte, war vor Freuden ganz außer ſich, da ſie hörte, daß

derſelbe Capitain worden wäre. Sie machte dem Grafen von Totleben unterſchiedliche Geſchenke, um ihm ihre Erkenntlichkeit zu bezeigen, und gab ihm zwölfhundert Ducaten, ſo wohl für die Anwerbung und Montirung der Compagnie, als auch zu der Equipage ihres Sohnes. Hiervon wendete Totleben vierhundert Stück auf, und das übrige behielt er zum Andenken für ſich, und ſteckte es in ſeinen Beutel. Dabey blieb es aber nicht einmal; die Freundſchaft, welche dieſe Dame mit dem Grafen aufgerichtet hatte, wurde ſo gar zum Liebeshandel, und unſer Held wußte dem Gotte des Reichthums darinnen vollkommen ſein Opfer zu bringen. Die ärgerliche Chronik breitete von dieſer genauen Bekanntſchaft gar ſeltſame Gerüchte aus. Totleben machte das Haus dieſer Dame gleichſam zu ſeinem eignen; er ſprach darinnen als Herr, und bewirthete die übrige Zeit, ſo er noch in Petersburg zubrachte, ſeine Freunde oftmals darinnen; ja, was noch mehr iſt, er ſah es als ein erobertes Land an, das er brandſchatzen konnte.

Der Graf bediente ſich zur Anwerbung ſeines Corps vier Hauptleute und ſieben Subaltern-Officiers. Dieſen gab er noch ſechs und dreyßig Unter-Officiers, deren Geſchicklichkeit in dergleichen Unternehmungen er kannte, und die meiſtentheils Deutſche waren, zu Beyhelfern, und befahl ihnen, in den eroberten Provinzen Recruten anzuwerben. Die Vortheile, welche ſie prächtig zu vergrößern wußten, und die verführeriſchen Verſpre-

chun-

chungen des Feldherrn thaten vortreffliche Wirkungen; es kamen die jungen Leute haufenweiſe, ſich enrolliren zu laſſen, ſo daß dieſes Corps gegen den Frühling nicht allein vollzählich und bewaffnet war, ſondern auch für tüchtig befunden ward, den Feldzug zu thun. Zu dieſem glücklichen Erfolge halfen beſonders zwey Stücke; eines, daß verſchiedne Officiers, welche Totlebens vertrauteſte Freunde waren, deßwegen nach Deutſchland und andern Ländern gegangen waren; und zweytens, das Totleben ſelbſt in der Hauptſtadt Leute enrollirte.

Bey dieſer Gelegenheit ereignete ſich ein ſehr komiſcher Zufall. Es entſchloſſen ſich vier Feuermäuerkehrerjungen, die nichts zu thun hatten und Hunger litten, übrigens aber gute Soldaten vorſtellen konnten, mit einander unter eben dieſes Corps zu gehn. Zu dem Ende giengen ſie zu dem Grafen, welcher einem ieglichen zween Ducaten Handgeld gab. Weil Totleben beſorgte, daß ſie ihm vielleicht wieder entwiſchen möchten, ſo ließ er ihnen etliche Flaſchen Wein in eine Küche geben, welche er ſorgfältig zu verſchließen befahl. Die Flaſchen waren aber kaum ausgeleert, ſo kam unſern Purſchen die Reue an, daß ſie ſich angegeben hatten; und ſie faßten den Entſchluß, durch die Feuermäuer zu entwiſchen. Dieſer Anſchlag wurde den Augenblick ausgeführt. Die Schorſteinfeger hatten gar bald das Dach erreichet, von dar ſie an die Feuermäuer eines benachbarten Hauſes kamen, und ſo dann mit einander einig wurden, daſelbſt auf gutes Glück hinunter zu fahren, es möchte ihnen

auch gehn, wie es wollte. Derjenige, der ſich zuerſt darein gewagt hatte, that einen Fehltritt, indem er den Fuß einmal unrecht anſetzte, und fiel mit einemmal herunter in eine Stube, worinnen zehn bis zwölf junge Leute um einen Tiſch herum ſaßen, und ſich mit Spielen beſchäfftigten. Dieſe erſchraken über eine ſo plötzliche Erſcheinung, indem ſie dieſen Menſchen für den Teufel hielten, liefen über Hals über Kopf davon, und ließen ihr Geld im Stiche, welches ſich beynah auf 1200 Gulden belief. Die drey übrigen Schorſteinfeger kamen ihrem Anführer gar bald, iedoch glücklicher nach, als er. Dieſe Schelmen theilten ſo gleich den Raub, ſtiegen wieder in die Feuereſſe hinauf, und gelangten durch die erſtre wieder in die Küche, wo ſie eingeſperrt geweſen waren. Folgenden Morgen boten ſie Totleben für ihren Abſchied ieglicher 25 Ducaten, und dieſes Anerbieten wurde mit Freuden angenommen. Hierauf giengen ſie aus ihrem Gefängniſſe, und machten ſich mit dem Ueberreſte ihrer Beute unſichtbar, ſo daß man niemals hat in Erfahrung bringen können, wo ſie hingekommen wären. Manche Leute wollen ſagen, dieſe Begebenheit habe ſich in Paris zugetragen; aber es ſind ſehr zuverläßige Nachrichten vorhanden, welche die Scene nach Petersburg verſetzen.

Die Galanterien des Grafen von Totleben erſtreckten ſich ſo gar bis auf die Hofdamen. Es ſchien damals nicht, als ob das rußiſche Frauenzimmer im geringſten ſo kalt wäre, als ihr Clima

iſt. Die Liebe führte daſelbſt ihre Regierung ſo gut, als an andern Orten, und ihr Tempel war in Petersburg eben ſo volkreich, als in den herrlichſten Gegenden Aſiens. Der Graf ward bey Hofe eine junge Dame gewahr, die einen alten podagriſchen Gemahl hatte. Er wurde von ihren Reizungen dermaaßen gerührt, daß er alles Mögliche that, ſich bey ihr beliebt zu machen, und ſie zu einiger Gegenliebe zu bewegen. Dieſes glückte ihm nach Wunſche. Die beiden Verliebten ſehnten ſich nach einer geheimen Zuſammenkunft; aber die Eiferſucht des Mannes machte dieſelbe faſt unmöglich. Jedoch ſagt man, die Kunſtgriffe der Verliebten und Gefangnen pflegten gar leicht Hinderniſſe zu überwinden. Die Schöne wurde mit Totleben einig, daß er eine heftige Antipathie wider das Frauenzimmer annehmen ſollte, um ſich dadurch den Zutritt bey dem alten Podagriſten zu erleichtern. Eines Tages, da er ſich mit ihm von den Kriegsangelegenheiten unterhielt, kam die junge Dame dazu, als ob ſie von ungefähr käme. Der liſtige Graf ſtellte ſich den Augenblick an, als wollte er eine Art von Ohnmacht bekommen; und nachdem man ihn wieder zu ſich ſelbſt gebracht hatte, ſo fragte ihn der Alte um die Urſache derſelben: **Der Anblick Ihrer Gemählinn**, ſagte er, **hatte mich erſchrecket; ich kann nicht einmal den Geruch vom Frauenzimmer vertragen; ich haſſe und meide ſie, wie die Peſt.** Der gute Mann glaubte dieſes. Weil er ihn aber nachher einſtmals bey ſeiner

Frauen allein antraf, ſo merkte er, daß Totleben der Geruch vom Frauenzimmer ſo unerträglich nicht wäre, als er vorgab, und verbot ihm ſein Haus.

Weil die rußiſche Armee im Frühlinge des Jahres 1757. zu Stande war, ſo führte ſie der Feldmarſchall Graf von Apraxin, der das Obercommando über dieſelbe hatte, mit kleinen Tagereiſen, in das Königreich Preußen, wie ſich die Kaiſerinn gegen den wieneriſchen Hof anheiſchig gemacht hatte. Der Graf von Totleben that in dieſem erſten Feldzuge keine ſonderlichen Wunderwerke, man müßte ihm denn die Grauſamkeiten und Plünderungen, die er auf dem platten Lande verübte, und die er ſo trefflich zu ſeinem Vortheile anzuwenden wußte, daß er 8000 Ducaten dabey in ſeinen Beutel ſteckte, für Heldenthaten anrechnen. Jedoch war er mit bey dem Treffen, das den 30ſten Auguſt zwiſchen der rußiſchen und preußiſchen Armee bey Wehlau, in der Nachbarſchaft von Königsberg vorfiel. Der Feldmarſchall von Lehwald, welcher die Preußen commandirte, griff die Feinde mit einer Macht an, der die feindliche weit überlegen war. Der Sieg blieb ſelbiges mal unentſchieden, indem ſich alle beide Armeen in ihrem Lager behaupteten. Die preußiſche Armee zog ſich näher nach der Hauptſtadt zu, um dieſelbe zu dekken; und kurze Zeit darauf räumten die Ruſſen faſt das ganze Königreich, die einzige Stadt Memel ausgenommen, nachdem ſie eine große Verwüſtung darinnen angerichtet hatten. Der plötz-

liche

liche Rückzug des Grafen von Apraxin wurde ihm übel ausgelegt. Die Kaiſerinn war mißvergnügt darüber, ſetzte ihn von dem Commando ab, gab Befehl, ihn in Arreſt zu nehmen, und ihm ſeinen Proceß zu machen; aber der Tod entriß ihn aus der Welt, ehe ſein Urtheil noch geſprochen wurde. Die Generalen von Fermor und von Sybilski waren diejenigen, welche ſich am meiſten über das Betragen des Feldmarſchalls beſchwerten. Der erſtre hatte den Grafen von Todtleben nach Petersburg geſchickt, und ihm aufgetragen, der Kaiſerinn einen umſtändlichen Bericht von allem dem, was währendes Feldzugs vorgegangen war, abzuſtatten; und unter dieſem Vorwande blieb Totleben den größten Theil des Winters über in Petersburg.

Vierter Theil.

Erhebung des Grafen von Totleben zu dem General-Lieutenants Charakter. Verſtärkung des Corps unter ſeinem Commando. Seine übrigen Feldzüge in Preußen, Pommern, Schleſien, und der Mark Brandenburg. Sein Verfahren bey der Einnahme von Berlin. Seine Ausſchweifungen und Grauſamkeiten. Entdeckung der ſchönen Hermione in einer Grotte, nebſt der Erzählung ihrer Begebenheiten. Straubers Tod. Totleben macht ſich des Hochverraths ſchuldig. Er wird angeklagt. Sein Fall. Man bringt ihn nach Königsberg, und von dar nach Petersburg. Entdeckung ſeiner Schätze in Hamburg. Sein Charakter. Beſchreibung von Sibirien.

Die irrenden Ritter, Leute ohne Verdienſte und ohne Ehrliebe, wenn ſie ungerecht, verwägen, unverſchämt genug ſind, und Cabalen machen können, gelangen oftmals durch unbegreifliche Wege zu dem höchſten Gipfel des Glücks und eines erwünſchten Lebens; da hingegen tugendhafte Leute, die einen untadelhaften Lebenswandel führen, unter der Laſt der Widerwärtigkeiten ſeufzen müſſen. Derjenige, deſſen Geſchichte wir beſchreiben, giebt hiervon ein ſehr handgreifliches Beyſpiel ab. Dieſer Landſtreicher, welcher von keiner Seite betrachtet, die geringſte Achtung verdiente, und der ſo viel Schandthaten begangen hatte, wurde zu der Würde eines General-Lieutenants von den Armeen der Kaiſerinn aller Reuſſen

erhoben. Der Hof, welcher mit ſeinen erſten millitairiſchen Operationen ziemlich wohl, und noch beſſer mit dem umſtändlichen Berichte zufrieden war, welchen er von dem Betragen des General-Feldmarſchalls, Grafens von Apraxin, abgeſtattet hatte, fieng an, ein noch größres Vertrauen in ihn zu ſezzen, dergeſtalt, daß er ihn bereits als ein Werkzeug anſah, das dem Intereſſe von Rußland ganz unentbehrlich wäre. Dieſe vorgefaßte Meynung war die Urſache, daß das Corps von Freywilligen, welches der Graf von Totleben commandirte, auf das erſte Anſuchen deſſelben, um dreytauſend Mann verſtärket wurde. Da es alſo auf funfzehn tauſend angewachſen war, ſo verſprach man ſich große Dienſte von demſelben; man konnte ein fliegendes Lager daraus machen, und es beſonders agiren laſſen.

Bey der Eröffnung des zweyten Feldzugs begab ſich der Graf von Totleben, überhäuft mit Wohlthaten, und umgeben von dem Ruhme, welcher dem Ehrgeize eines Kriegers zu ſchmeicheln fähig iſt, zu der großen Armee, welche auf den Gränzen des Königreichs Preußen zuſammen ſtieß. Sie war ungefähr ſiebenzig tauſend Mann ſtark, und wurde von dem General-Lieutenant, Grafen von Fermor, commandiret. Ein andres Corps unter der Anführung des General-Lieutenants, Grafens von Romanzow, war nach Hinter-Pommern aufgebrochen, und bereits auf dem Marſche begriffen. Die erſte Operation in dieſem Feldzuge war die Einnahme der Hauptſtadt von Preußen; hierauf erfolgte die Eroberung des ganzen Königreichs, welches ſich, weil es von

Truppen

Truppen entblößet, und ohne Feſtungen war, gezwungen ſah, ſich dem Feinde zu unterwerfen. Einige Monate darauf ereignete ſich die berüchtigte Schlacht bey Zorndorf in der Nachbarſchaft von Cüſtrin. Dieſer letzt erwähnte Platz wurde von den Ruſſen heftig beſchoſſen. Der König von Preußen rückte aus dem Innerſten der Lauſitz vor, um ihn zu entſetzen. Er griff den Feind an, welcher ſich bereits in Schlachtordnung geſtellt hatte. Das Treffen war blutig, und die Preußen behielten die Oberhand in demſelben; iedoch muß man geſtehn, daß dieſer Sieg auf keine Weiſe entſcheidend war. Denn die Ruſſen behaupteten ſich faſt gänzlich in der bisherigen Stellung; und den folgenden Tag canonirte man einander von beiden Seiten noch mit verdoppelten Hitze. In dieſer Schlacht bekam der Graf von Totleben eine leichte Wunde am Kopfe, indem er ſich mit dem Prinzen Carl von Sachſen unterhielt, welcher nachher Herzog von Curland worden iſt. Man ſtreute damals das Gerücht aus, das totlebenſche Corps, beſonders die Grenadierer- und Jäger-Bataillons, hätten Wunder der Tapferkeit gethan.

Einige Zeit nach dem Treffen bekam Totleben Befehl, mit ſeinem damals ziemlich geſchwächten Corps in das Preußiſche Pommern einzurücken. In dieſem Lande begieng er Exceſſe von allerhand Art, und wurde zu einer allgemeinen Geißel der ganzen Provinz. Er erhob oder raubte vielmehr daſelbſt beträchtliche Summen Geldes, welche er nachher an einige ſeiner Freunde nach Hamburg und andre Orte zur Verwahrung ſchickte. Einige Leute wollen

len behaupten, er habe auch eine ziemliche Summe nach Amſterdam in die Bank gethan. Dem ſey aber, wie ihm wolle, genug Totleben betrug ſich in Pommern als ein vollkommener Straßenräuber. An allen Orten, wo er Halte machte, mußte man ihm 50 bis 60 Thaler des Tages geben, und überdieß ſeine Tafel, ſeine Equipage und die Leute von ſeinem Gefolge verſorgen. Sein Troß iſt allemal ſehr zahlreich geweſen, und gemeiniglich hatte er 18 Bediente um ſich, und hielt 30 Pferde. Ein Dorf, welches nicht im Stande war, eine Contribution von vierzehn Tagen zu bezahlen, wurde der Wut des gemeinen Soldaten preis gegeben, geplündert, und ſo dann in Brand geſteckt. Ein junges Mädchen, die noch kaum mannbar war, wurde auf ſeinen Befehl, weil ſie ſich ſeinen viehiſchen Begierden widerſetzet hatte, von einigen Coſaken geſchändet; und ihre zween Brüder, die ihr zu Hülfe gelaufen kamen, wurden von dieſen Ungeheuern nieder gemacht.

Der Anſchlag, welchen Totleben nachher auf Berlin machte, und der den 3ten Oct. 1760 ausgeführt wurde, war ganz gewiß ein erſtaunliches Project. Der Hof zu Petersburg wurde vorher davon benachrichtiget, und nachdem er ſo glücklich abgelaufen war, betrachtete ihn derſelbe als ein Meiſterſtück des kleinen Krieges. Wenigſtens iſt ſo viel gewiß, daß die Ausführung dieſer Unternehmung den vortheilhaften Begriff ungemein erhöhte, welchen dieſer Hof von der Wiſſenſchaft und Geſchicklichkeit des Grafen von Totleben gefaßt hatte. Man muß auch

nicht unerinnert laſſen, daß dieſe Diverſion den König von Preußen nöthigte, aus dem Innerſten Schleſiens heraus zu gehn; aber zu gleicher Zeit müſſen wir geſtehn, daß Totleben ohne die Beyhülfe der Oeſterreicher dabey unglücklich geweſen ſeyn würde. Der Einfall, welchen dieſer Mann in das Herz der Mark Brandenburg that, war von verſchiednen beſondern Umſtänden begleitet; Wir wollen einige derſelben hier mit beybringen. Zu folge eines verabredeten Projects, wurden die Generalen Czernichef und Totleben mit 12000 Mann von der rußiſchen Armee, und 14000, von der öſterreichiſchen detachiret, mit dem Befehle, gerades Weges auf Berlin loszugehn. Weil aber eines von dieſen Detachements dem andern zuvor zu kommen trachtete, ſo raffte Totleben in aller Eile zwey tauſend Mann leichte Truppen und vier tauſend Mann Infanterie von ſeinem Freycorps zuſammen, zeigte ſich vor der Stadt, und begehrte, man ſolle ſie ihm übergeben. Auf die abſchlägliche Antwort, ſo er bekam, ließ er etliche hundert Bomben und glüende Kugeln hinein werfen, welches den Erfolg hatte, den er wünſchte. Denn der Commandant machte eines Theils, und andern Theils auch der Magiſtrat, iedes eine beſondre Capitulation mit ihm. Unterdeſſen würde keiner von beiden Theilen an eine Capitulation gedacht haben, wenn ſie nicht bereits Nachricht gehabt hätten, daß ſich die beiden ſtarken Corps, deren wir gedacht haben, ſchon in der Nähe befänden. Die Beſazzung, welche nicht mehr als 1300 Mann ſtark war, ergab ſich zu Kriegsgefangnen, und die Stadt ver-

ſprach, um ſich loszukaufen, anderthalbe Million Thaler, nebſt einem freywilligen Geſchenke von zweymal hundert tauſend Thalern zu bezahlen, wovon Totleben einen guten Theil für ſich behielt.

Es iſt bekannt, daß die totlebenſchen Frey-Bataillons bey der Einnahme von Berlin große Exceſſe begangen, und daß ſich viele der vornehmſten Häuſer, wider den Innhalt der Capitulation, gezwungen geſehen haben, Soldaten einzunehmen. Es haben uns glaubwürdige Leute verſichern wollen, daß 282. Bürgerhäuſer erbrochen und geplündert, und die Bewohner derſelben genöthigt worden wären, alles herzugeben, was ſie an Gelde und Juwelen hatten. Mit einem Worte, es giebt keine Ausſchweiſung, keine Unordnung, die die Ruſſen, und beſonders Totlebens Leute, bey dieſer Gelegenheit nicht begangen hätten. Was das ſeltſamſte dabey war, iſt, daß viele von den jungen adlichen Kindern, aus denen das Cadetten-Corps daſelbſt beſteht, weggenommen, wie Gefangne tractiret, und als Sklaven unter die vornehmſten rußiſchen Officiers ausgetheilt wurden.

Unter dieſen Umſtänden befand ſich Berlin, als die Nachricht einlief, daß der König von Preußen auf dem Marſche begriffen ſey, ſeiner Reſidenz zu Hülſe zu kommen. Weil die Ruſſen und Oeſterreicher beſorgen mußten, daß ſie abgeſchnitten oder eingeſchloſſen werden möchten, ſo zogen ſie ſich über Hals über Kopf zurück. Insbeſondre war der Graf von Totleben überaus eilfertig, mit dem Magiſtrat alles dasjenige zur Richtigkeit zu bringen, was die Bezahlung der auferlegten Brandſchatzung anbetraf, welche theils in baarem Gelde, theils in Wechſel-

briefen geſchah, die auf einige Banquiers in Hamburg geſtellt wurden. Er vergaß auch nicht, nach der unter den kriegführenden Mächten in Europa eingeführten Gewohnheit Geißeln mitzunehmen. Indeſſen gieng der König nicht bis nach Berlin; die Zeitung von ſeinem Marſche, welcher dahin gerichtet zu ſeyn ſchien, war hinreichend, dieſe Stadt wieder leer zu machen. Er wendete ſich auf einmal linker Hand, um den Feldmarſchall Grafen von Daun, welcher in Sachſen eingerückt war, zu verhindern, daß er ſich dieſes Churfürſtenthums nicht ganz und gar bemeiſterte. Um ſelbige Zeit, nämlich den 3ten November, ereignete ſich die Schlacht bey Torgau, in welcher ſo viel Blut vergoſſen wurde, die aber den König in den ſichern Beſitz desjenigen Theiles von dem Churfürſtenthume ſetzte, den er noch bis dieſe Stunde inne hat. Jedoch wir müſſen wieder zu Totleben kommen.

Dieſer Landſtreicher, der, Dank ſey es dem blinden Glücke, General worden war, zog ſich mit ſtarken Märſchen zurück, um wieder zu der rußiſchen Armee zu ſtoßen, welche der Graf von Soltikow commandirte. Auf dem Wege begegnete ihm einer der ſeltſamſten und merkwürdigſten Zufälle, der nur iemals einem Menſchen von ſeiner Art wiederfahren ſeyn kann. Man bilde ſich nicht ein, daß dieſe Begebenheit mit den Umſtänden, die damit verbunden ſind, eine romanhafte Erdichtung ſey. Die Nachricht, welche wir davon mittheilen wollen, iſt der Wahrheit vollkommen gemäß; und der Leſer würde der

Den-

Denkungsart des Verfaſſers unrecht thun, wenn er ſie in Zweifel ziehn wollte.

Strauber, der damals Hauptmann war, hatte auf Befehl des Grafen an der Spitze von hundert Jägern zu Fuß den Weg voraus genommen, um dieſes gebirchigte Land zu recognoſciren, und den Weg, der die wenigſte Unbequemlichkeit hätte, ausfindig zu machen, damit das ganze Corps denſelben nehmen könnte. Dieſer Mann war, unerachtet ſeiner Beförderung, noch immer Totlebens Vertrauter geblieben, welcher ſich ſeiner auch in den zweifelhafteſten Umſtänden mit gutem Nutzen bediente. Strauber kam eines Tages mit verhängtem Zügel, und von Müdigkeit ganz hingerichtet ins Lager, und ſagte zum Grafen, er habe eine der wichtigſten Entdeckungen gemacht. Totleben erſchrak anfänglich, und fragte ihn, ob er etwan eine feindliche Colonne geſehen hätte? Was ich geſehen habe, antwortete ihm dieſer auf eine luſtige ſchwatzhafte Weiſe, iſt weder Ihr, noch mein Feind; wenigſtens iſt es ein Feind, der uns beiden nicht viel Schaden thun wird. Kurz, ich habe auf dem nächſten Gebirge eine junge Amazone herum laufen ſehen, die ſchöner als Venus, und von gröſſerm Werthe iſt, als alle Schätze von Berlin. Ich habe ihr beyzukommen geſucht; da ich aber kaum einige Schritte von ihr war, ſo iſt ſie auf einmal ſo plötzlich verſchwunden, daß man hätte ſagen ſollen, ſie wäre von allen vier Winden weggeführt worden. Dieſe Nachricht erregte Totlebens Neubegierde; und er wollte

wiſſen, wo die Amazone hingekommen wäre. Das iſt vielleicht, ſagte er zu Straubern, ein verkleideter Spion, der uns mehr Schaden thun kann, als man wohl denkt. Hierauf erbot ſich der Hauptmann, welcher die Wahrheit redete, gegen den Grafen, daß er ihn an den Ort führen wolle, wo er dieſe wunderbare Entdeckung gemacht hätte. Dieſes Anerbieten ward angenommen; Totleben ſtieg zu Pferde, und ließ ſich von einem Detachement Huſaren und einigen Officiers begleiten, die ſichs ausgebeten hatten, daß ſie mit von der Partey ſeyn durften. Strauber führte ſie über einige Gebirge. Nachdem man über eine Meile Weges zurück gelegt hatte, wurden ſie zuſammen von der Nacht übereilet. Die Dunkelheit machte, daß ſie ſich verirrten. Sie entſchloſſen ſich, zurück ins Lager zu kehren; aber an ſtatt daß ſie ſich demſelben hätten nähern ſollen, ſo kamen ſie immer weiter davon ab. Der Graf und ſeine Officiers befanden ſich in einer ſolchen Verlegenheit, daß ſie nicht wußten, was ſie denken ſollten; und ihre Beſtürzung nahm noch mehr zu, da ſie einen Flintenſchuß hörten, der in einiger Entfernung geſchah. Nunmehr fiengen ſie an, zuverſichtlich zu glauben, es müſſe eine feindliche Partey in der Nähe ſeyn, und die Sache war eben nicht unmöglich. Totleben machte Straubern die heftigſten Vorwürfe wegen ſeiner Unbeſonnenheit, daß er ihn einer ſo handgreiflichen Gefahr bloß geſtellt hätte. Weil er beſorgt war, daß man ihn mit ſeinen Schätzen aufheben möchte, und in Erwägung zog, daß es auf ſolchen Fall ſo wohl um ſeinen Ruhm, als um ſeine

Perſon

Perſon gethan ſeyn möchte, ſo ſtieß er gegen Straubern die ſchrecklichſten Drohungen aus. Nachdem man eine lange Weile mit einander zu Rathe gegangen war, was für ein Entſchluß hierbey zu faſſen wäre, damit man ſich aus dieſer Verlegenheit riſſe; ſo bekamen die Huſaren Befehl, abzuſitzen, und mit den Piſtolen in der Fauſt zur Rechten, zur Linken, von hinten und vorn zu patrouilliren, damit man ſähe, ob etwan eine verborgne Mannſchaft im Hinterhalte hier lauerte, und zu gleicher Zeit einen Weg zum Rückzuge zu ſuchen. Man theilte ſie in vier Pelotons, iegliches drey Mann ſtark. Eben indem man dieſe Anſtalten traf, kam ein Rittmeiſter, der ſich ein wenig verirret gehabt hatte, und meldete, er habe ein ſchwaches Licht in einer Höhlung des Gebirges geſehen. Hierauf faßte man den Entſchluß, kühnlich darauf zuzugehn, ſo bald man die Huſaren, welche noch nichts ausfindig gemacht hatten, zurück gerufen hätte. Als ſie an Ort und Stelle kamen, ſo gieng der Rittmeiſter, welcher das Licht zuerſt geſehen hatte, auch zuerſt in die Höhle, welches eine Art von Grotte war, die die Natur gebildet hatte, und die ſich vortrefflich zu einem einſamen Leben ſchickte. Weil ihn der Anblick eines jungen Frauenzimmers rührte, ſo trat er etliche Schritte zurück, und rufte aus: O! Himmel, was ſehe ich? Dieſes iſt Hermione; ſie iſt es ſelbſt; dieß iſt meine geliebte Schweſter, die der Prinz von S.. vor drey Jahren entführte. Strauber kam nebſt den andern herzu, und nachdem er ſie in der Nähe betrachtet hatte, ſo ſagte er: Bey meiner Seele, das

iſt die nämliche Schönheit, die ich auf dieſen Bergen habe herumſpringen ſehen, wie eine kleine Gemſe.

Hermione, die ſchöne Hermione war außer ſich, erſtaunt, und beſtürzt, da ſie ſah, daß ſie von ſo viel Mannsperſonen angefallen wurde, und erkannte ihren Bruder anfänglich nicht. Die Verwunderung des ganzen Haufens, beſonders des Grafens von Totleben, war ungemein. Er hatte niemals eine ſo vollkommene Schönheit geſehen. Sie war ein Meiſterſtück der Natur; ſie beſaß alle Vollkommenheiten. Hermione war in Amazonenhabit gekleidet; ihre Kleidung, die mit auserleſenem Geſchmacke mit Silber galonniret war, erhöhten ihre Reizungen. Es iſt leicht zu begreifen, was für Eindruck ſie in dem Herzen eines Mannes gemacht haben müſſe, der ein Liebhaber von ſchönen Frauenzimmern war. Der Graf, welcher von dem Glanze dieſer ſeltnen Schönheit geblendet wurde, ſtund ganz gedankenlos da. Sein vertrauter Strauber wollte ihn deßwegen durch die Hechel ziehn, und ſagte ihm mit ſeinem hanßwurſtmäßigen Tone in die Ohren: **Courage, Herr General, da iſt es der Rede werth, daß Sie ſich verlieben.**

Die unerwartete Zuſammenkunft zwiſchen Hermionen und ihrem Bruder veranlaßte einen ſehr rührenden Auftritt. So bald die Schöne von ihrem erſten Schrecken wieder zu ſich ſelbſt gekommen war, warf ſie ſich zu ſeinen Füßen: **Ach! liebſter Bruder,** ſagte ſie zu ihm, **warum kömmſt du hierher, mich in meiner Ruhe zu ſtören? Willſt**

du mein unglückliches Schickſal beklagen, oder es durch deine Vorwürfe noch beweinenswürdiger machen? Der Bruder, welcher über ihrn Kummer äußerſt gerührt wurde, hob ſie auf, und bemühte ſich, ſie aufs beſte zu tröſten. Hierauf bat er ſie, daß ſie ihm erzählen möchte, wie es ihr ſeit der unanſtändigen That des Prinzen von S ⸗ ⸗ ⸗ gegangen, und wie ſie hierher gekommen wäre? Sie willigte ohne Schwierigkeit hierein, und ſchickte ſich an, ſeine Neugier zu befriedigen. Der Graf von Totleben und die Officiers ſtellten ſich in der Grotte neben einander; und unterdeſſen blieben die Huſaren haußen vor dem Eingange, um die Wache zu halten. Hermione fieng alſo folgender Maaßen an:

Geſchichte der Hermione.

„Ich habe mich in dieſe Wüſteney begeben, und „eine ſolche finſtre Wohnung erwählet, bloß um „mich vor den Augen der Welt zu verbergen, und, „wenn es möglich iſt, das Andenken eines Verbre„chens zu vertilgen, von dem ich ein betrübtes Opfer „geworden bin. Die unglückliche Neigung des jun„gen Prinzen von S ⸗ ⸗ ⸗ iſt die Quelle meines Un„glücks und meiner Schande geweſen. Der Anfang „des gegenwärtigen Krieges, der für mein Vater„land ſo traurig iſt, war der Anfang zu meinem un„glücklichen Schickſale, welches ſo viel Mitleiden „verdient. Vor dieſer Zeit lebte ich ruhig in Dreß„den, wo ich geboren bin, und wo meine Aeltern „unter die vornehmſten Einwohner der Stadt ge-

„zählt werden. Weil ſie großes Vermögen beſaßen, ſo waren ſie im Stande, meinem Bruder „und mir, den einzigen Kindern, die ſie hatten, eine „Erziehung zu geben, wie ſie ihrem Range gemäß „war; und ſie erfüllten dieſe Pflicht mit aller der „zärtlichen Sorgfalt, die wir mit Rechte von ihnen „erwarteten. Es wurde nichts geſpart. In einem „Alter von achtzehn Jahren zog man mich bereits „den jungen Frauenzimmern von meinem Alter vor; „man ſah mich gern in den öffentlichen Verſammlungen, und verlangte mich auch in den kleinern „Geſellſchaften. Meine geringen Reizungen, und „das anſehnliche Vermögen meiner Aeltern, brachten „verſchiedne junge Herren auf den Einfall, mir ihre „Aufwartungen zu machen, und mich zur Ehe zu begehren. Unter andern aber gönnte mein Vater „dem Sohne eines der vornehmſten Kaufleute in „Leipzig den Vorzug, und ob mir gleich mein Herz „ſeinetwegen nichts beſondres vorſagte, ſo ließ ich „mir doch ſeine Aufwartungen und Beſuche aus „bloßem Gehorſam gegen meinen Vater gefallen. „Jedoch machte ich mir Rechnung, daß ſich meine „Gleichgültigkeit gegen ihn wenigſtens in Freundſchaft verwandeln, und daß dieſe die Stelle der Liebe erſetzen ſollte. Der Ehemann, den man für „mich beſtimmte, hatte in der That vortreffliche Eigenſchaften; und er hätte ſich zum wenigſten auf „meine Dankbarkeit verlaſſen können, wenn ich auch „nicht im Stande geweſen wäre, ihm zärtlichere Geſinnungen zu gewähren.

„Eben

„Eben um die Zeit, da ich mich mit dieſen Vor-
„ſtellungen beſchäfftigte, wurde das Churfürſtenthum
„Sachſen von den preußiſchen Truppen eingenom-
„men, und unſer Dreßden in das größte Schrecken
„und Beſtürzung geſetzt. Der Prinz von S = = =,
„Obriſt-Lieutenant über ein preußiſches Bataillon,
„welches unter der Beſatzung mit in der Stadt ſtand,
„ſah mich um ſelbige Zeit zum erſten male. Kaum
„war er mich gewahr worden, als er ſich von den
„wenigen Reizungen, die er bey mir anzutreffen glaubte,
„einnehmen ließ, und den Entſchluß faßte, ſich mei-
„ner Perſon entweder mit Liſt, oder mit Gewalt zu
„bemächtigen. Um ſeine Abſicht deſto gewiſſer zu
„erreichen, verheelte er ſeinen Stand, und gab ſich
„für einen bloßen Edelmann, und Hauptmann von
„der Infanterie aus. Die allgemeine Beſtürzung,
„worinnen wir uns über das unglückliche Schickſal
„Sachſens befanden, hatte mich die erſten Tage über
„abgehalten, auf ſeine Verfolgungen Achtung zu ge-
„ben. Aber bey einem Beſuche, den er meinen
„Aeltern kurz darauf machte, wurde ich ſeine Geſin-
„nungen in Abſicht auf mich den Augenblick inne;
„und die Liebeserklärung, ſo er mir that, ließ mir
„gar keinen Zweifel daran mehr übrig. Ich betrug
„mich ganz kaltſinnig gegen ihn, und meine Gleich-
„gültigkeit hätte ihn gleich damals abſchrecken ſollen;
„aber ſein Anſehen, ſein Betragen, ſein Verſtand,
„ja ſo gar ſein Geſchwätz machten nachher, daß ich
„ihm in etwas gewogner wurde. Ich ſetzte voraus,
„daß er rechtmäßige Abſichten auf mich hätte; ich
„geſtehe meine Schwachheit, ich würde ihn mei-

„nem Liebhaber aus Leipzig vorgezogen haben. „Seine Beſuche, die er mir alle Tage machte, hat„ten ſchon einige Wochen gedauert, ohne daß es mir „in die Gedanken gekommen wäre, mich nach ſeiner „Perſon und Aufführung zu erkundigen. Und wahr„ſcheinlicher Weiſe würde ich fortgefahren haben, „in eben derſelben Sicherheit zu leben, wenn ſich „nicht ein beſondrer Zufall ereignet hätte. Unter„deſſen befahl mir mein Vater, der aus den häufi„gen Beſuchen des Prinzen das Verſtändniß, wel„ches zwiſchen uns beiden herrſchte, errathen hatte, „allen fernern Umgang mit dem Hauptmann abzu„brechen, indem er ſagte, er werde es in Ewigkeit „nicht zugeben, daß ich einen Officier heirathete. „Ich ermangelte nicht, dieſes Verbot meinem Lieb„haber mit thränenden Augen zu berichten; und er „that mir den Vorſchlag, daß er mich entführen woll„te, wenn ich meinen Willen darein gäbe. Die Lie„be hatte mich dermaaßen verblendet, daß ich ſchwach „genug war, dieſem Vorſchlage Gehör zu geben. „Wir wurden mit einander über den Ort, die Stun„de, die Art und Weiſe einig, wie dieſer Vorſatz „ausgeführt werden ſollte; ingleichen über die „Maaßregeln, welche wir zu nehmen hätten, um „uns nach der Ausführung ſelbſt, vor allen Verfol„gungen in Sicherheit zu ſetzen. Nach unſerm Ent„wurfe ſollte mich der Prinz ingeheim zu ſeinen Ael„tern nach Schwaben bringen, welches er für ſein „Vaterland ausgab. Er verſicherte mich, daß er „nachher ſchriftlich die Erlaubniß zur Vollziehung „unſrer Ehe von meinem Vater zu erhalten ſuchen

„wollte;

„wollte; und im Fall, daß wir ja abſchlägliche „Antwort bekämen, waren wir entſchloſſen, noch „weiter zu gehn. Ueberdieß drang ich bey ihm auf „das Verſprechen, daß er ſich bis dahin aufs ge„naueſte in den Schranken des äußerſten Wohlſtan„des halten, und nichts von mir fodern wollte, als „was mir die gewiſſenhafteſte Ehrliebe erlaubte, ihm „zu gewähren; und er ſchwor mir dieſes zu. Zwey „Tage vor der verabredeten Ausführung unſers An„ſchlags, befand ſich eine zahlreiche Geſellſchaft in „meines Vaters Hauſe. Der Prinz, welcher ſich „um das Verbot, welches mir mein Vater auferle„get hatte, wenig bekümmerte, kam kühnlich in un„ſern Saal getreten. Ein Officier von der Beſaz„zung, der ſich gegenwärtig befand und ihn kannte, „ſtund ſogleich auf, gieng ihm entgegen, um ihm ſein „Compliment zu machen, und ſagte: So, Ihro „Durchlaucht, wollen Sie auch von unſrer Geſellſchaft „ſeyn? Der Prinz, weil er ſich verrathen ſah, ver„änderte die Farbe, und ſah den Officier mit Au„gen an, die vor Zorne blitzten. Mein Vater „machte ihm, ohne ſich die geringſte Beſtürzung „merken zu laſſen, einige ziemlich kahle Entſchuldi„gungen, daß er ihm nicht die Ehrerbietung erwie„ſen hätte, die ſeinem Stande zukäme. Was aber „mich betraf, ſo wollte ich ihn nicht einmal anſehn. „Da mich dieſe Entdeckung belehrte, daß man mich „bereits betrogen hatte, ſo mußte ich natürlicher „Weiſe zu gleicher Zeit befürchten, daß man viel„leicht willens wäre, mich auch ferner zu betrügen. „Der Verdruß nahm alſo die Stelle der Liebe ein,

„oder

„oder er erſtickte dieſelbe vielmehr. Weil ich zu we-
„nig bey mir ſelbſt war, ſo begab ich mich unter
„dem Vorwande einer kleinen Unpäßlichkeit aus der
„Geſellſchaft weg, gieng und ſchloß mich in meine
„Stube ein. Ich war über die Beleidigung, die
„man mir meiner Meynung nach angethan hatte,
„äußerſt aufgebracht; ich überließ mich meiner Be-
„kümmerniß; ich vergoß einen ganzen Strom bittre
„Thränen, und dankte dem Himmel, daß er mich
„vor dem äußerſten Unglücke noch bewahret hatte.

„Folgenden Tag ließ mich der Prinz um eine Zu-
„ſammenkunft erſuchen, in der Abſicht, ſein Ver-
„fahren gegen mich zu rechtfertigen; ich ſchlug es
„ihm ab, und ließ ihm ſagen, er ſolle ſich künftighin
„die Mühe erſparen, vor meine Thüre zu kommen.
„Dieſes kränkte ihn aufs äußerſte. Sein Verdruß
„darüber fiel auf den Officier, der ihn unſchuldiger
„Weiſe verrathen hatte; er ſchlug ſich zweymal mit
„demſelben im Zweykampfe herum. Den Tag vor-
„her, ehe er mit ſeinem Bataillon aus Dreßden
„rückte, kam er und nahm Abſchied bey uns. Ich
„befand mich damals gleich in dem Zimmer, darein
„man ihn führte; und der Wohlſtand erlaubte mir
„nicht, herauszugehn. Wir bezeigten einander bei-
„de ſo viel Gleichgültigkeit, als ob wir niemals mit
„einander an einerley Orte geweſen wären. Er
„that ſich vielleicht wegen der Gegenwart meines
„Vaters einigen Zwang an; bey mir aber war es
„Ernſt. Sein Beſuch kam mir lang, ſeine Ab-
„ſchiedscomplimenten langweilig, und der Abſchied
„ſelbſt, zu langſam vor.

„Es

„Es verlieſen einige Monate, ohne daß ſeiner „gedacht wurde. Ich hatte ihn aus der Acht gelaſſen. „Man ſagte, er wäre in der Schlacht bey Prag ge„blieben, welche im Monat May 1757. vorfiel. Dieſe „Nachricht erregte ein kleines Zittern bey mir, welches „ich noch für ein Ueberbleibſel einer ehemaligen Liebe „hielt. Aber kurz darauf erfuhren wir, daß er noch „lebte; und es ſchien, als ob mein Unwille gegen ihn „von neuem lebendig würde.

„Unterdeſſen war mein Vater, um dergleichen „Verdrüßlichkeiten in Zukunft vorzubeugen, dar„auf bedacht geweſen, die Vollziehung meiner „Heirath mit dem jungen Kaufmanne aus Leip„zig, der noch immer um mich anhielt, zur Rich„tigkeit zu bringen. Das Verlöbniß geſchah in „Dreßden, gerade um die Zeit, da die Nachrich„ten von der Schlacht bey Roßbach einlieſen.

„Mein Bruder, fuhr Hermione fort, diente „damals als Lieutenant unter den franzöſiſchen Trup„pen, welche der Prinz von Soubiſe en Chef com„mandirte, der ſich damals mit den Reichs-Truppen „vereiniget hatte, und das Churfürſtenthum Sach„ſen, und die Reſidenz von den Preußen erlöſen „wollte. Zu gleicher Zeit bekamen wir die Nach„richt, daß mein Bruder in dieſem Treffen, welches „ſo ſehr zu dem Unglücke meines Vaterlandes aus„fiel, verwundet und zum Kriegsgefangnen gemacht „worden war. Der Prinz von S***, welcher ihn „gleich auf den erſten Anblick gekannt hatte, leiſtete „ihm wichtige Dienſte, und überhäufte ihn mit ſo „viel Höflichkeiten, daß er bey ſeiner Kriegsgefan„genſchaft nicht das geringſte Unangenehme zu er„dul-

„dulden hatte, als den Verluſt ſeiner Freyheit.
„Eben dieſer Prinz war kurz vorher zum wirklichen
„Obriſten über ein Regiment ernannt worden; und
„er brachte es durch das große Anſehen, welches
„ihm ſeine Geburt bey den Generalen verſchaffte,
„dahin, daß mein Bruder auf ſein gegebnes Ehren-
„wort nach Dreßden gehn durfte, um ſich daſelbſt
„an ſeinen Wunden heilen zu laſſen. Der Prinz
„begehrte ſchlechterdings, ihn dahin zu begleiten;
„damals gieng dieſer Betrüger mit dem verab-
„ſcheuungswürdigen Verbrechen ſchwanger, welches
„er kurz darauf ins Werk richtete. Sie kamen nicht
„mit einander in die Stadt; ſondern er beredete
„meinen Bruder, daß er mir das Vergnügen ma-
„chen ſollte, mich auf eine angenehme Art zu über-
„raſchen. Zu dem Ende ſtiegen ſie in einem der
„vornehmſten Wirthshäuſer in der Vorſtadt ab.
„Folgenden Tag erhielt ich ein Billet von meinem
„Bruder, worinnen er mir ſagte, er beſorge, daß
„die Beſchaffenheit ſeiner Wunden meinem Vater
„Kummer verurſachen möchte; und er ſey willens,
„ſich nicht eher vor ihm ſehn zu laſſen, als bis er
„ſeiner Geneſung näher wäre; und wenn ich Luſt
„hätte, ihn zu beſuchen, ſo ſollte ich mich nur inge-
„heim, und zwar gegen Abend, an einen gewiſſen
„Ort in der Stadt verfügen, den er mir nannte, wo
„mich eine Kutſche erwarten würde, die mich in ſeine
„Herberge bringen ſollte. Da ich meines Bruders
„Hand kannte, ſo argwohnte ich gar nichts Böſes,
„und ſeine Vorſichtigkeit ſchien mir lobenswürdig zu
„ſeyn. Ich hielt mich alſo darzu, und ſtellte mich

„an

„an dem benennten Orte ein. Damit ich keinen „Anlaß zu Muthmaaßungen gäbe, ſo wendete ich „einen Beſuch vor, den ich bey einer guten Freun„dinn ablegen wollte. Ich traf die Kutſche an, die „auf mich wartete; aber ich erſchrak ganz über alle „Maaßen, da dieſelbe, anſtatt mich in das Wirths„haus zu bringen, wo mein Bruder war, mit der „größten Geſchwindigkeit aus Dreßden fuhr. Als„dann konnte ich an meinem Unglücke gar nicht mehr „zweifeln. Ich kam endlich an ein Landhaus, das „dem Prinzen von S... gehörte, und das unge„fähr dreyßig Meilen von Dreßden lag. Die „vier erſten Tage über wurde ich in eine Stube ein„geſchloſſen, und von einer alten Frau und zween „alten Lakeyen bewachet, ohne nur im geringſten zu „erfahren, wer mein Entführer war. Dieſe ganze „Zeit brachte ich bloß damit zu, daß ich über dieſe „ſeltſame Begebenheit meine Betrachtungen hätte. „Eine geheime innerliche Empfindung ließ mich er„rathen, wer der niederträchtige Anſtifter derſelben „wäre; und ich war nichts weniger als erſtaunt, da „ich den fünften Tag den Prinzen von S... in „meine Stube treten ſah: Sind es Ihro Durchl. „redete ich ihn voller Unwillen an, Sind Sie es, „den ich für meinen Räuber anſehn ſoll? Ach! „Hermione, antwortete er mir, verdammen „Sie nicht eine That, zu der mich die Liebe „verleitet hat; eine Liebe, die Sie ehemals „ſelbſt nicht mißbilligten.

„Der Prinz erwies mir eine geraume Zeit über „allerhand Höflichkeiten und Gefälligkeiten; weil

„er aber ſah, daß er mit der Gelindigkeit nichts
„ausrichten konnte, und daß mir meine Pflicht lie-
„ber war, als alle die großen Hoffnungen, womit
„er mir ſchmeichelte, ſo nahm er ſeine Zuflucht zur
„Gewaltthätigkeit, und mein Widerſtand war um-
„ſonſt. Seit dieſer grauſamen Begegnung ſetzte
„ich die wenige Achtung, die ich ihm bisher noch
„bezeiget hatte, völlig aus den Augen. Ich über-
„häufte ihn mit Vorwürfen, und beſchloß in mei-
„nem Herzen, dieſen niederträchtigen Räuber meiner
„gerechten Rachgier aufzuopfern. Dieſen Vorſatz
„führte ich auch wirklich das nächſte mal aus, da
„ich ihn nach ſeiner ſchändlichen That wieder zu Ge-
„ſichte bekam. Ich hatte ſo gar die Dreiſtigkeit,
„daß ich that, als wollte ich mich ſeinen viehiſchen
„Begierden preis geben, um meinen Streich deſto
„gewiſſer zu führen. Ich hatte mich insgeheim mit
„einer Piſtole verſehen. Die Wut machte mir Herz.
„Der Prinz fiel todt zu meinen Füßen. Die all-
„gemeine Beſtürzung und Unordnung, welche dieſe
„That in dem ganzen Hauſe veranlaßte, verſchaffte
„mir Gelegenheit, zu entwiſchen; und ich gieng
„alſo in die hieſigen Gebirge, um mich hier ver-
„borgen zu halten. Nachdem ich lange Zeit hier
„herum geirrt hatte, entdeckte ich endlich dieſe Grotte,
„wo ich auch meinen Aufenthalt zu nehmen, von
„Stund an beſchloß. Seit der Zeit habe ich hier
„von der chriſtlichen Vorſorge einer alten Frau aus
„einem benachbarten Dorfe gelebt. Einige Mo-
„nate darauf habe ich, vor der Zeit, ein todtes Kind
„zur Welt gebracht. Eben dieſelbe alte Frau hat
mich

„mich bey dieſer Gelegenheit gewartet; ſie kömmt „auch immer noch alle Tage, und bringt mir eine „geringe Mahlzeit. Siehſt du, ſo beſchloß Hermione „ihre Erzählung, da ſiehſt du meine Unglücksfälle „und mein itziges Schickſal. Da ich mich über den „Verluſt meiner Unſchuld kränkte, ſo faßte ich den „Entſchluß, der Welt abzuſagen, und mein Leben „in dieſer Einſamkeit zu beſchließen. Deine Gegen„wart hat auch weiter keine Wirkung bey mir, als „daß ſie mich in meiner Ruhe ſtört, und meine Be„kümmerniß vergrößert.„

Der Rittmeiſter und Bruder der Hermione, und alle übrigen Officiers waren über das Unglück dieſer ſchönen Perſon ungemein gerührt. Jedermann bedaurete ſie, und alle zuſammen wendeten ihre ganze Beredtſamkeit an, ſie zu bewegen, daß ſie ſich wieder zu ihren bekümmerten Aeltern begeben, und ſie aus ihrer zärtlichen Unruhe wegen ihres Schickſals reißen möchte. Der General Totleben, nachdem er ihr bezeuget hatte, wie viel Antheil er an ihrem Unglücke nähme, that ihr ſehr verführeriſche Anerbietungen, ſie zu bewegen, daß ſie ihm folgen ſollte; wobey er betheuerte, daß er alles Mögliche thun würde, ſie glücklich zu machen. Aber alles, was er ihr nur vorſagen konnte, war vergeblich. Kurz, ſie nahm den klügern Rath ihres Bruders an; und dieſer Officier führte ſie ſogleich den folgenden Tag, nachdem er ſich von ſeinem Generale die Erlaubniß dazu ausgebeten hatte, zurück nach Dreßden.

Kurz darauf bekam der Graf Befehl, ſich nach Petersburg zu verfügen. Es bildeten ſich ſchon damals manche Leute ein, daß er vielleicht nicht wiederkommen, und ſich aufs neue an die Spitze ſeines Corps ſtellen würde, indem ſie dieſen Befehl für den Vorläufer einer baldigen Ungnade anſahen; ſie betrogen ſich aber für dießmal, und ihre Muthmaaßungen ſollten erſt eine Zeitlang ſpäter erfüllet werden: Totleben kam zurück, und übernahm das Commando über eben daſſelbe Corps wieder. Um nun die Arme nicht in den Schoos zu legen, faßte er den Anſchlag, ſich Meiſter von Belgard in Pommern zu machen; indem er ſich Rechnung machte, dieſen Platz auf den erſten Anlauf zu bekommen, wenn er ſich nur mit einer furchtbaren Macht vor der Stadt zeigen könnte. Zu dem Ende brach er mit ſeiner ſämmtlichen Artillerie dahin auf; er wurde aber nach zween Stürmen mit Verluſte abgeſchlagen. Von dar wendete er ſich nach Coeslin, wo er glücklicher war. Der Commandant dieſes Platzes übergab denſelben mit Capitulation, nachdem man die Vorſtädte in die Aſche gelegt hatte. Bey dem Angriffe dieſes Ortes bekam der unerſchrockne Strauber, dieſer Vertraute und Helfershelfer unſers Avantüriers, einen Muſketenſchuß, daran er ins Grab beißen müßte. Alſo ſtarb er auf dem Bette der Ehren; da hingegen ſein Herr der Schande und öffentlichen Beſtrafung aufbehalten wurde, die ſein niederträchtiges Verfahren verdiente.

Der

Der Graf von Totleben trieb von Coeslin und der umliegenden Gegend die unerſchwinglichſten Brandſchatzungen ein; und man behauptet, daß er den fünften Theil davon in ſeinen Beutel geſteckt haben ſoll. Die Leute von ſeinem Corps begiengen in Hinter-Pommern ſchreckliche Grauſamkeiten und Unordnungen. Dieſe Provinz wurde ganz und gar rein ausgeplündert. Man führte alles weg, was man habhaft werden konnte; und die Einwohner waren bereits in Gefahr, vor Hunger und Elende gänzlich umzukommen, wofern nicht der Adel, die Magiſtratsperſonen und Bürger des Kraiſes von Stolpen einen beweglichen Brief an den Feldmarſchall, Grafen von Buturlin, der die rußiſche Armee als Chef commandirte, geſchrieben hätten, worinnen ſie ihm wegen des betrübten Zuſtandes, worein das ganze Land verſetzet war, Vorſtellungen thaten, und ihn erſuchten, daß er kraft ſeiner Autorität dieſem Unglücke abhelfen möchte. Der General ſchickte ihnen folgende Antwort zu:

„Meine Herren,

„Von dem Augenblicke an, da ich aus dem „Schreiben, das Sie mir durch einen Expreſſen „zugeſchickt, die betrübten Umſtände erſehen ha„be, worinnen Sie Sich befinden, und daß Sie nebſt „allen übrigen Innwohnern Ihres Kraiſes in Ge„fahr ſind, vor Elende umzukommen, wenn die „Truppen der meinem Commando anvertrauten

„Armee länger darinnen cantonniren ſollten, habe „ich geeilt, dem Uebel abzuhelfen. Und da ich „die mitleidigen Geſinnungen Ihro kaiſerlichen „Majeſtät, meiner Beherrſcherinn, die ihr ſo na„türlich ſind, kenne; habe ich dem Generale, Gra„fen von Totleben, ſo gleich Befehle zugeſchickt, „ſich nebſt den Truppen, die unter ſeinem Com„mando dienen, aus dem Kraiſe zurückzuziehn; „damit Sie hierdurch einige Erleichterung be„kommen.„

(Unterzeichnet)

Graf von Buturlin.

Marienburg,
den 15ten December
1760.

Die zunehmende Größe des Grafen von Totleben, die Wohlthaten, womit ihn die Kaiſerinn überhäufet hatte, die unermeßlichen Schätze, und der Ruhm, ſo er genoß, erregten die Eiferſucht ſeiner Feinde mehr, als iemals. Sie ſchätzten alle dieſe Vorzüge des Glückes für ſehr übel angebracht; und ſie hatten Recht. Sie fiengen unter der Hand an, an ſeinem Untergange zu arbeiten; und der Erfolg bewies, daß ſie auch daran Recht hatten. Er ſelbſt half, ſo zu ſagen, ihre Abſichten unterſtützen. Weil er von ſeinem Glükke gänzlich verblendet war, ſo wurde er durch ſeinen Stolz ganz unerträglich. Zu dem wurde ſſein Betragen von Zeit zu Zeit immer unregelmäßiger,

wel-

welches ihn der Treuloſigkeit, der gewaltthätigen Gelderpreſſung, ja ſo gar der Verrätherey verdächtig machte. Die vornehmſten Generalen ließen genau auf ihn Achtung geben. Die Ausſage zweener Juden, Vaters und Sohns, welche arretiret wurden, belaſtete ihn mit der Anklage eines Capital-Verbrechens, nämlich eines unerlaubten Briefwechſels mit den Feinden Rußlands. Andre ſagen, dieſe Verrätherey ſey durch einen Brief von dem Grafen ſelbſt an einen preußiſchen Officier an den Tag gekommen, indem dieſer Brief von dem General Laudohn aufgefangen worden wäre. Andre gehen gar ſo weit, daß ſie behaupten, beſagter Brief ſey an den König ſelbſt geſchrieben geweſen; und Totleben habe ihm ausdrücklich verſprochen, daß er den ganzen Feldzug über in Pommern unthätig bleiben wolle. Dieſer Brief, ſagt man, iſt ſo gleich an den Wiener Hof, und ſo dann nach Rußland geſchickt worden. Jedoch dem ſey wie ihm wolle, ſo iſt doch ſo viel gewiß, daß der General von Totleben, ein Obriſter und ein Obriſt-Lieutenant, beide von dem Corps unter ſeinem Commando, auf Befehl der Kaiſerinn in Arreſt genommen, und unter einer guten Bedeckung nach Königsberg, und von dar nach Petersburg gebracht worden ſind. Dieſe kützliche Commißion wurde dem Obriſten von Aſch aufgetragen. Er überraſchte ſie alle mit einander früh an einem Morgen, da ſie eingeſchlafen waren. Man giebt vor, da er dem Grafen die Befehle Ihro kaiſerlichen Majeſtät vorgezeigt, habe dieſer ganz gelaſſen

laſſen geantwortet: Widerwärtigkeiten muß man immer gewärtig ſeyn. Jedoch gab er Zeichen einer heftigen Gemüthsbewegung von ſich, als er das Detachement von Dragonern und Huſaren erblickte, das ihm zur Bedeckung dienen ſollte. Es giebt Leute, welche behaupten wollen, man habe ihn an eine Hand und an einen Fuß gefeſſelt, und darüber habe er dem Oriſten von Aſch ſein Erſtaunen mit den Worten zu erkennen gegeben: Dieſe unanſtändige Begegnung gehört für einen Banditen, und nicht für einen Kriegsmann; aber thun Sie Ihre Schuldigkeit; der Triumph meiner Feinde wird nicht lange währen. Unterdeſſen ſtreuten ſeine Anhänger, deren er eine gute Anzahl unter ſeinem Corps hatte, weil er ihre Plünderungen und übrigen Exceſſe allemal ungeſtraft ließ, das Gerücht aus, die Sache ihres Generals würde binnen kurzem ein andres Anſehen bekommen. Sie verſicherten, er wäre im Stande, ſich wegen aller Beſchuldigungen vollkommen zu rechtfertigen. Einige Zeit darauf ſagten ſie, ſie wüßten von guter Hand, daß der Graf im Begriffe ſtünde, zurückzukommen, und ſein ehemaliges Commando wieder zu übernehmen. Dieſe Nachrichten wurden ausgeſtreut, ehe er noch in Petersburg anlangte. Aber ſie verſchwanden eben ſo bald, als die Zeitung kam, daß er ſeinen traurigen Einzug daſelbſt gehalten hätte. Er war in Riga krank geworden, und man hatte ihm erlaubet, daſelbſt zu bleiben, bis er wieder hergeſtellet wäre. Dieſe Krankheit war eine Wirkung

kung von der gegründeten Furcht, in der er wegen des Schickſals ſeiner Perſon und ſeiner Schätze ſtund. Man hat auch nach der Zeit in Erfahrung gebracht, daß etliche Schatullen, welche Totleben, einen oder zween Monate vor ſeiner Gefangennehmung, an den Banquier Hiß nach Hamburg zur Verwahrung geſchickt hatte, und darinnen außer andern Koſtbarkeiten, die ſich auf 80000. Gulden am Werthe beliefen, auch 200000. Thaler baares Geld waren, durch den Herrn Muſchin Puſchin, rußiſchen Miniſter bey den Staaten des niederſächſiſchen Kraiſes, zurück gefordet worden ſind.

Jedermann iſt der Meynung, wenn ſich der Graf von Totleben wegen der Beſchuldigungen, die ihm zur Laſt gelegt werden, nicht vollkommen rechtfertigen kann, ſo wird er zu einem Bewohner des ſchrecklichen und finſtern Sibiriens ernannt werden. Wenigſtens hat man Urſache, zu glauben, daß die Kaiſerinn von Rußland, aus einer Wirkung ihrer Gnade, lieber dieſen Entſchluß faſſen, als ihm eine Strafe anthun wird, wie ſie den Verbrechen dieſes Avantüriers unter den Generalen angemeſſen wäre. Zu dem iſt es weltkündig, daß dieſe großmüthige Fürſtinn ſeit ihrer Gelangung auf den Thron, niemals einen Staatsverbrecher zum Tode verurtheilet habe. Jedoch wird er noch immer zu bedauren ſeyn, wenn er ſeine Schandthaten durch ſeine Verbannung in dieſe Provinz büßen muß. Der Leſer mag aus der

kurzen Beſchreibung davon urtheilen, welche wir beyfügen, und die wir mit einem Schattenriſſe von Totlebens Charakter beſchließen wollen.

Beſchreibung von Sibirien.

Die Provinz Sibirien, ſagt der berühmte Erdbeſchreiber Hübner, liegt an dem Obiſtrome. Sie iſt ein faſt gänzlich wüſtes Land, voll weitläuftiger Wälder, und wird folglich mehr von wilden Thieren, als von Menſchen, bewohnet. Was ſie noch etwan von Einwohnern enthält, rührt von der großen Menge ſchwediſcher Kriegsgefangnen her, welche der Zar Peter in den Jahren 1709. 1710. und folgenden dahin hat bringen laſſen. Uebrigens hat der rußiſche Hof die Gewohnheit, diejenigen, welche ſich irgend eines Verbrechens ſchuldig gemacht haben, dahin zu verbannen. Der größte Theil von dieſen Leuten führt daſelbſt ein ſehr elendes Leben; und wenn ſie nicht Hungers ſterben wollen, ſo müſſen ſie ſich auf die Jagd, beſonders der Hermeline, der Zobel, der Marder oder Wieſel und andrer Thiere legen, deren Felle ſehr geſchätzt werden.

Der berühmte Hoogſtraten hat eine weitläuftige Beſchreibung von dieſem Orte der Verbannung gemacht; man findet dieſelbe in ſeinem großen geographiſchen Wörterbuche. Sibirien, ſpricht er,

iſt ein Land von ungeheurer Weitläuftigkeit, welches in der wüſten Tatarey, zwiſchen den Provinzen Candora, Lukomoria und Permski liegt. Die Hauptſtadt heißt Siber, und liegt an dem Obiſtrome. Die andre wichtige Stadt wird Tobolsky genannt, und liegt an dem Fluſſe Tobol, auf 300. Meilen von Moſcau. Dieſe beiden Städte ſind der Sitz eines und eben deſſelben Erzbiſchofs; denn in Moſcau iſt die Gewohnheit, daß ieder Biſchof und Erzbiſchof mit zwo Pfründen verſehen iſt. Sibirien iſt ſo weitläuftig, daß es ſich nicht ſelten ereignet, daß zu eben der Zeit, da es an einigen Ort ſehr hart gefriert, an einigen andern ſehr gelindes Wetter iſt. Der Kaiſer pflegt diejenigen, welche er mit der Verbannung beſtrafen will, in die kalten und unfruchtbaren Gegenden dieſer Provinz bringen zu laſſen. Aus allen Städten, die dieſſeits und jenſeits des Obiſtroms liegen, werden die jährlichen Steuern, die man dem Kaiſer zu entrichten hat, in Fellen und Pelzwerken bezahlet. Dieſer Monarch hält auch einen General-Stadthalter daſelbſt, von welchem alle Beamten und andre Civilbedienten in den verſchiedenen Diſtricten von Sibirien und Samojede abhangen. Ein großer Theil dieſes Landes iſt moraſtig, und bringt faſt weiter nichts hervor, als Räucherwerk, womit man zu Archangel handelt. Die Zobel, welche man in dieſem Lande fängt, geben ein vortreffliches Pelzwerk; man findet auch daſelbſt eine große Menge Bienen. Der Sommer darinnen

währt

währt nicht länger als acht Wochen, und dieſe Zeit über herrſcht eine ganz ungemeine Hitze, welche ſo gar im Stande iſt, das Getraide binnen ſo wenigen Wochen zur Reife zu bringen; die Baumfrüchte hingegen werden nicht reif. Der Zar Peter hat viele Städte und Dörfer darinnen angelegt, indem er ſie großen Theils mit ſchwediſchen Kriegsgefangnen beſetzte. Die Einwohner des Landes reden die ungariſche Sprache; woraus man wohl vermüthen könnte, daß die ehemaligen Hunnen aus dieſem Lande gekommen ſeyn möchten. Ihr Herzog, welcher Siberſky heißt, wurde mit dem größten Theile des Adels im Jahre 1584. von dem Großfürſten von Moſcau, Feodor Jwanowitſch, zum Gefangnen gemacht. In dem morgenländiſchen Theile dieſes Landes wohnen die Tunguſen, und lukomoriſchen Tatarn, welche größten Theils unter einem Oberhaupte ſtehen, das ſie den Chan nennen. Die rußiſchen Chriſten haben daſelbſt überall Kirchen, wo ſie ihren Gottesdienſt ungeſtört halten.

Diejenigen, welche entweder aus Neugier, oder um der Handlung willen nach Sibirien gereiſt ſind, und folglich Gelegenheit gehabt haben, dieſes Land kennen zu lernen, ſetzen zu dem, was dieſe beiden Gelehrten davon ſagen, noch folgende Anmerkungen. Die, ſo um begangner Staatsverbrechen halber hierher verbannet werden, haben nicht alle einerley Schickſal. Es giebt welche, denen man

man alles, was zum Leben erfoderlich iſt, umſonſt darreicht. Andern giebt man eine gewiſſe tägliche Zahlung an Gelde, die ſie anwenden können, wozu ſie wollen; alles nach dem Innhalte ihres Urtheilsſpruchs, oder nach dem Gutbefinden des Zarn. Es ereignet ſich auch oft, daß diejenigen, welche um geringer Verſehen willen dahin geſchickt worden, zum Exempel, weil ſie bey einer Veränderung in der Regierung einer gewiſſen Partey zugethan geweſen ſind, wieder zurückberufen werden, es ſey nun von eben dem Fürſten, der ſie dahin verwieſen hatte, oder auch von ſeinem Nachfolger. Alle übrigen aber ſind gezwungen, ſich mit der Jagd der wilden Thiere, davon wir geſprochen haben, zu erhalten. Sie verkaufen die Felle davon um einen geſetzten Preis. Bey dem geringſten Ungehorſam gegen die Befehle der Stadthalter oder andern Officianten, oder wenn ſie ſich nur im mindeſten verdächtig machen, als ob ſie auf ihre Flucht bedacht wären, werden ſie aufs härteſte mit Schlägen beſtrafet, die man ihnen auf die Fußſohlen giebt. Es iſt wahr, daß die faſt unzugänglichen Wüſteneyen die Flucht, wo nicht ganz unmöglich, doch wenigſtens überaus ſchwer machen. Einige von den Verbannten, die es gewagt haben, dieſelbe zu unternehmen, ſind von den wilden Thieren aufgefreſſen worden.

Wird nun unſer unvergleichlicher Avantürier, wie es ganz wahrſcheinlich iſt, verurtheilet, daß er ſeine Reſidenz in einem Lande aufſchlagen ſoll, gegen welches ſich die Natur ſo ſtiefmütterlich bezeiget hat; ſo wird ihm ſein widerſpänſtiger Geiſt allem Vermuthen nach einen oder den andern Anſchlag eingeben, wie er etwan in ein anders Clima kommen könne. Gelingt ihm derſelbe, ſo wird er ohne Zweifel in die Türkey gehn, und dem Großherrn ſeine Dienſte anbieten. Alsdann könnte er vielleicht zu der Würde eines Baſchen von drey Roßſchweifen erhoben werden, und gleich wie ein andrer Bonneval noch im Stande ſeyn, ſeinen Feinden ein Schrecken einzujagen. Aber auf den Fall, daß ihm die Fruchtbarkeit ſeines Genies in einer ſo dringenden Noth mit Hülfe entſtehn ſollte; ſo bleibt ihm weiter kein Entſchluß zu faſſen übrig, als daß er ſich zufrieden giebt, und ſeine klägliche Stimme an die Löwen, Tiger und Bären richtet, denen er nur gar zu ähnlich war. Gegen dieſe mag er ſeinen Jammer ausſchütten, daß er die Holländer nicht mehr betrügen; den König von Preußen, ſeinen Beſchützer, nicht mehr mit Undanke bezahlen; die Kaiſerinn, ſeine Wohlthäterinn nicht mehr verrathen, die Frauenzimmer nicht mehr verführen; nicht mehr rauben, plündern, zerſtören, und die Menge der Unglücklichen vergrößern kann.

Vielleicht ſchmeichelt ſich Totleben, daß er den Sturm werde beſchwören, und dem Schickſale, das ihn erwartet, entrinnen können? Vielleicht hofft er, daß ihm ſein erfindungsreicher Geiſt Hülfsmittelchen an die Hand bieten ſoll, die im Stande ſeyn werden, die Hauptpuncte der Anklage, die man ihm zur Laſt legt, zu entkräften? Vielleicht wird er, um ſich mit Ehren von den Interrogatorien loszumachen, vorgeben, ſein Brief, welcher eine vorher überlegte Verrätherey beweiſt, ſey eigentlich weiter nichts, als eine Kriegsliſt, die er auf eine klügliche Weiſe ausgedacht habe, um den Feind deſto gewiſſer zu hintergehn?

Jedoch ſeine Rechtfertigung und ſein Schickſal mögen ſeyn, wie ſie wollen, ſo wird ſich doch Totleben allemal ähnlich bleiben, und ſich nimmermehr ändern. Da er ſich ſo vieler Rückfälle ſchuldig gemacht hat, fällt es zur Genüge in die Augen, daß dieſes Urtheil aus keiner Partenlichkeit fließt. Sein Leben iſt bis hieher nichts anders geweſen, als ein Gewebe von Schandthaten von allerley Art. Geiz, Ehrſucht und Rachgier, mit Niederträchtigkeit, Argliſt, Hochmuth, Verſtellung, Wankelmüthigkeit verbunden, machen das Weſentliche ſeines Charakters aus. Ein einziger Zug unſers getreuen Pinſels iſt hinreichend, dieſes zu beweiſen: Um ſich an ſeinen Feinden zu rächen, opfere er ſeine Freunde auf.

Eben

Eben da ich die Geſchichte unſers Avantüriers beſchließen will, erhalte ich die Nachricht, daß ihn das Kriegsgericht, welches niedergeſetzt worden iſt, ihm den Proceß zu machen, zum Tode verurtheilet habe; aber der Kaiſer, Peter der Dritte, hat dieſen Ausſpruch dahin gemildert, daß er ſeine übrige Lebenszeit in Sibirien zubringen ſoll.

E N D E.

Der Graf
von
Totleben,
auferwecket,

und

wider die verläumderiſchen Beſchuldigungen des Verfaſſers ſeiner Lebensgeſchichte

gerettet.

Aus dem Holländiſchen überſetzt.

Vorerinnerung.

Wenn man ſich von dem Verfaſſer der Lebensgeſchichte des Grafens von Totleben einen richtigen Begriff machen will, ſo muß man hauptſächlich auf ſeine Schreibart Achtung geben, welche eine Nachahmung derjenigen verräth, die dem berühmten Voltaire ſo eigen iſt. Vielleicht iſt er ein Schüler, oder gar der vertraute Freund dieſes bewundernswürdigen Genies. Wenn ſich dieſes ſo verhält, ſo kann man Totleben doppelt glücklich preiſen, daß er ſeinen Händen entwiſchet iſt, indem wir hoffen, daß wir binnen kurzem einen Rieſenkrieg zwiſchen dieſer Nachkommenſchaft und der Gottheit zu ſehn bekommen werden. Ja man

* * *

glaubt, daß ihr Typhon bereits Anſtalten treffe, die Berge in Pfeiler über einander zu thürmen.

Da wir Nachricht haben, daß eine Wahrheit liebende und unparteyiſche Feder gegenwärtig an der Lebensgeſchichte des großen Totlebens arbeiten ſoll, ſo machen wir es uns zur Pflicht, dem Publico dieſes bekannt zu machen; weil man ſich aber das Geſetz auferleget hat, die Sachen aufs genaueſte nach der Wahrheit vorzuſtellen, und eine ſolche ſorgfältige Arbeit vielerley Erkundigungen und Zeit erfodert, ſo bittet man daſſelbe, ſich noch eine kleine Weile zu gedulden. Wir erklären uns feyerlich, daß wir an dieſer Unternehmung nicht den geringſten Antheil haben. Nein; wir erkennen unſre Ohnmacht zu wohl, als daß wir es wagen ſollten, die Thaten dieſes großen Helden nur zu entwerfen, geſchweige ſie gar abzuſchildern. Wunderwerke zu thun, kömmt nur den Göttern zu. Uebrigens wird der Verfaſſer allemal geneigt ſeyn, die Wahrheit deſſen, was er geſchrieben hat, zu beſtätigen; und um ſeine Leſer zu überzeugen, daß ſeine Schrift weder eine Schmähſchrift, noch eine Spötterey ſey, wird er das Titelblatt eigenhändig unterſchreiben.

Auf=

Auferweckung und Rettung des Grafen von Totleben.

Erſtes Kapitel.

Indem ich das Leben des Grafen von Totleben las, ſah ich mich auf einmal in einen Abgrund von verſchiedentlichen Gedanken verſenket. Ich kann noch nicht ſagen, mit was für einer Verfaſſung des Herzens man daſſelbe leſen müſſe; aber ich glaube, daß die Leſung einer ſolchen Schrift ſich am beſten für ein Gemüth ſchicke, das die Grundſätze eines Machiavells eingeſogen hat; wenigſtens iſt dieſe Schrift in dem Geſchmacke dieſes Staatskundigen abgefaßt.

Nach meiner Einſicht wäre es' ſichrer geweſen, wenn man die Methode des großen Lâti erwählet hätte, als daß man der Lehrart des verhaßten Florentiners folgte. Wie begehren heut zu Tage gar keine übertriebne Genauigkeit, noch daß man jenen ſchaalen Schriftſteller nachahmen, und uns die Fürſten oder Helden ſo, wie ſie ſind, charakteriſiren ſoll, ſondern wie ſie ſeyn ſollten.

Lâti hat die Gemälde von ſeinen Perſonen nach dem gezeichnet, was ſie wirklich waren. Machiavell thut dieſes ebenfalls; gleichwohl hat ſich der Eine Hochachtung erworben, und der andre hingegen iſt ein Gegenſtand des allgemeinen Haſſes worden. Fragt man nach der Urſache, woher dieſer Unterſchied komme? Hier iſt ſie. Indem uns der genueſiſche Geſchichtſchreiber ihre Tugenden abmalte, hat er uns doch zugleich auch ihre Fehltritte nicht verheelet. Er hat ſich begnüget, anzumerken, daß die zweifelhaften und gefährlichen Umſtände die Quelle ſind, aus welcher die Unglücksfälle, ſo den Menſchen wiederfahren, unvermeidlich entſpringen. Der florentiniſche Staatsverſtändige hingegen hat nicht allein die Fehler ſeiner Helden vorgeſtellt; er hat ſich auch ordentlich darauf befleißiget, denſelben bis zu der Wurzel nachzuſpüren, und ſie in ihr völliges Licht zu ſetzen; dergeſtalt, daß es faſt ſcheint, als habe er das Laſter eher einflößen, als beſſern wollen. Spricht er ja von ihren guten Eigenſchaften, ſo legt er ſie doch bloß als Regungen des Zwanges, und Wirkungen ſchlechter Grundſätze, oder als Früchte einer politiſchen

tiſchen Behutſamkeit aus, die doch auf weiter nichts, als Gewaltthätigkeiten, abzielt.

So iſt die Art und Weiſe beſchaffen, mit der unſer auferſtandner **Machiavell** ſeinen irrenden Krieger beſchimpft, welchen er uns grauſamer als einen **Nero**, geiler als einen **Heliogabalus**, verſchwenderiſcher als einen **Muleaßzes** abmalt, jenen Dey von Tunis, der ſich damals, als er auf Unkoſten Kaiſers Carls des Fünften in Deutſchland und Italien herumſtrich, nicht das geringſte Bedenken machte, hundert Ducaten für einen Pfau zu geben, womit er ſich ſpeiſen ließ.

Das Leben des Cartouche war das vornehmſte Studium des Grafen von Totleben, erzählt ſein Geſchichtſchreiber; als einen überzeugenden Beweis, daß er von Jugend auf einen Hang zu Raubereyen gehabt habe. Allein woher weis er denn, daß das Leben des Cartouche ein böſes Buch iſt? Eins von beiden: Entweder er urtheilt davon, weil er es geleſen hat, und alsdenn iſt er mit dem Grafen in gleicher Verdammniß; oder er urtheilt davon aus vorgefaßter Meynung, und entſcheidet alſo über etwas, das er nicht verſteht. Ueberdieß ſchreibt er dem Grafen Eigenſchaften zu, die ſich ſo wenig zuſammen reimen, die einander ſo ſehr widerſprechen, daß ſie ganz unmöglich zu gleicher Zeit bey einer und eben derſelben Perſon anzutreffen ſeyn können.

Er zeigt uns einen Mann von verſchmitztem Verſtande, der kühn und unternehmend, ſinnreich und geſchwind in Einfällen iſt; einen Mann,

der ſich auf Schlachtfeldern unter den aufgehäufte Leichnamen überwundner Feinde einen Namen zu machen ſucht; und gleichwohl giebt er ihn zu gleicher Zeit für eine feige Memme aus, welche fähig seyn ſoll, alle Beſchimpfungen einzuſtecken, ohne das Herz zu haben, daß er ſeinen Feind herausfoderte, oder daß er die Ausfoderung annähme. O! armſeliger Tropf! Ich wünſche dir Neſtors Jahre, die Schätze und Eſelsohren des Midas.

Da unſer Schriftſteller von der erſten Ehe des Grafen mit der Gräſinn von Seyfertitz ſpricht, ſo wirft er ſich in den beleidigendſten Ausdrücken zu ſeinem Ankläger auf, und ſpricht in dem Tone eines Ehrenretters zum Vortheile eines ehebrecheriſchen Weibes, die dem jungen Grafen durch ihre Eiferſucht tauſenderley Urſache zum Mißvergnügen gab; mit einem Worte, eines Weibes, deren üble Gemüthsart den Grund von der Glückſeligkeit des Grafen erſchütterte, und deren unordentlicher Lebenswandel ſein Unglück aufs höchſte brachte, indem ihn derſelbe nöthigte, ſie zu verlaſſen, nachdem er ſie des Verbrechens überführet hatte. Da ſie in Liebeshändeln ſehr erfahren war, ſo wußte ſie eine ſolche große Menge von Hofleuten in ihr Intereſſe zu ziehn, daß ſie ſich alle mit einander um die Wette beeiferten, den Grafen um ſeine Ehrenämter zu bringen, die er ſich durch ſeinen Verſtand, und durch ſeine gute Aufführung erworben hatte.

Man

Man ſieht oftmals, daß Leute von ungemeinen Verdienſten durch die Bosheit der Weiber in Verdrüßlichkeiten verwickelt, und in der Folge ſelbſt die Werkzeuge ihres eignen Unglücks werden.

Unſre Abſicht iſt keineswegeſ, uns an die Verthaidigung des Grafens von Totleben zu wagen = = = Nein, wir wollen uns bloß an einigen Anmerkungen über das Gewebe von Erdichtungen begnügen, womit man ſein Leben vorſätzlich aufgeputzt hat; und wollen den unparteyiſchen Leſer vor einem Vorurtheile zu bewahren ſuchen, welches ihm außerdem die merkwürdigen Thaten eines Mannes, deſſen Ruhm unſterblich iſt, unter den Finſterniſſen der Unwiſſenheit verbergen könnte.

Das Verfahren des Grafen, da er die Officiers-Stellen verkaufte, als er ſein Regiment zum Dienſte unſers Vaterlandes anwarb, iſt vollkommen gut und lobenswürdig.

Truppen bloß auf Unkoſten einiger Privatperſonen anwerben und equippiren, ohne den öffentlichen Schatz anzugreifen, heißt, Lobeserhebungen verdienen.

Wir geſtehen, wenn man bey allen Mächten die Officiers nach Verdienſten, und ohne Anſehen der Perſonen wählte, ſo würden die Officiers von Totlebens Wahl, von den andern in vielerley Betrachtung ſehr unterſchieden geweſen ſeyn. Aber wer thut uns die Wahrheit eines ſolchen Vorgebens dar? Vielleicht folgte der Graf in dieſem Stücke dem Beyſpiele andrer; iedoch noch mit dem Unterſchiede, daß

man niemals erlebet hat, daß dergleichen Fonds auf die Art angewendet worden wären, wie er ſie anwendete, nämlich zum Beſten des Landes.

Jedoch ein gar zu baldiger Friede hielt den Grafen ab, daß er keine Proben von ſeiner Tapferkeit ablegen konnte. Und wer weis, ob der Feind nicht bereits angefangen hat, an dem Glücke ſeiner Waffen zu zweifeln, da er gehöret, daß ein Graf, der von allem Gelde entblößet war, wie der Geſchichtſchreiber ſagt, bloß mit Hülfe ſeines Verſtandes die vereinigten Provinzen mit ganzen Legionen verſehn konnte? In dieſer Ueberzeugung gab der Feind alle Hoffnung auf, wider die Republic länger fechten zu können, ob ſie gleich, wie der Geſchichtſchreiber hinzuſetzt, durch einen dreyßigjährigen Frieden von ihrem ehemaligen Glanze ziemlich herab geſunken, und wegen eines Krieges, den ſie damals auf dem Halſe hatte, überaus verlegen war; dergeſtalt, daß der Feind, welcher das Ende deſſelben ſehnlich wünſchte, lieber ſeinen Friedensſchluß beſchleunigen, als ſich der Gefahr bloß ſtellen wollte, durch das Betragen eines Helden, der ſo reich an Erfindungen war, den Ruhm und die Ehre zu verlieren, welche er ſich bisher in Europa erworben hatte.

Jedoch wollen wir uns etwas ins Umſtändliche einlaſſen, bloß um die kriegeriſchen Thaten des Grafen zu retten, die in ſeinem Leben durch verläumderiſche Anekdoten verſtellet worden, welche meiſtentheils weiter nichts, als alte Weiber-Mährchen ſind, deren man ſich ſchändlicher Weiſe bedienet hat, den unpar-

teyiſchen

teyiſchen Leſer zu kitzeln, und wenn es möglich wäre, Totlebens glänzenden Ruhm zu beflecken. Wir geben ſeinem Geſchichtſchreiber den Rath, daß er die avthentiſchen Beweiſe, welche er vor ſich zu haben pralt, aufs ſorgfältigſte aufheben möge, damit er nicht etwan, wenn Se. rußiſch=kaiſerliche Majeſtät, oder Dero Miniſterium ihn mit der Zeit wegen ſeiner ärgerlichen Erdichtungen zur Rechenſchaft fodern ſollten, das Unglück habe, dieſelben in einem Gefängniſſe zu büßen. Oder bildet er ſich etwan ein, daß ſich dieſer Prinz nicht an unſre Obern wenden, und wegen der Beſchimpfungen, die wir den Anführern ſeiner Armeen anthun, Genugthuung fodern könne?

Die verliebten Streiche des Grafen, welche er ſo umſtändlich erzählt, gehören unter die ſeltſamſten in ihrer Art. Hätte er einen Roman daraus gemacht, ſo wäre die Sache zu verzeihn; da er ſie aber in eine Geſchichte einfließen läßt, ſo mißbraucht er die Leichtgläubigkeit des Publici auf eine gar zu grobe Art. Wir kennen die Gemüthsart der Frauenzimmer zu wohl, als daß wir nicht ohnehin glauben ſollten, daß ein Mann, wie der große Totleben war, nicht unzähliche Anfälle von ihnen gehabt haben ſollte. Jedoch man ſetze ſo gar, daß man ſeinem Verſtande Gewalt genug anthun könnte, dieſen verliebten Streichen Glauben beyzumeſſen, ſo würde doch ſeine Ehre darunter keinesweges leiden Jedermann weis, daß die Helden niemals einen gefährlichern Feind zu bekämpfen gehabt haben, als das ſchöne Geſchlecht; und an ſtatt,

daß

daß man ihnen deßwegen Vorwürfe gemacht hätte, ſo hat man es vielmehr mit Vergnügen geſehen, wenn ſie ſich von ihren Beſchwerlichkeiten zu einem verliebten Umgange herunterließen. Man gehe einmal die franzöſiſchen und holländiſchen Trauerſpiele durch; ſo wird man die berühmteſten und größten Leute meiſtentheils in dem Labyrinthe der Liebe herumſchweifen ſehn. Erſcheint der Held auf der Scene, ſo nimmt er ein, er bezaubert. Nächſtdem, man erzähle einmal ſeine verliebten Streiche, mit einem aufgeweckten Tone, ſo wird iedermann mit der größten Aufmerkſamkeit zuhören. Kurz, die Liebe iſt die angenehmſte unter allen Leidenſchaften, und diejenige, welche eine unumſchränkte Herrſchaft über die Herzen führt. Wir brauchen eben nicht die Schrift anzuführen, um diese Wahrheit zu beſtärken; der tägliche Umgang mit beiderley Geſchlechtern giebt unwiderſprechliche Beweiſe genug hiervon an die Hand.

Vielleicht wendet man uns, zum Nachtheile des Grafen, eine bekannte Verbindung mit einer Demoiſelle in Amſterdam ein, weil ihm dieſe Begebenheit viel Feinde in Holland über den Hals gezogen hat. Aber hat denn das Frauenzimmer nicht ſelbſt dem großen Friedrich, Könige in Preußen geſtanden, daß ſie in dieſen Schritt gewilligt habe?

Dieſes Frauenzimmer, welches unter der Linie geboren war, einem Clima, das viel hitziger iſt, als das unſrige, empfand unerachtet ihrer Jugend, die Triebe der ungeſtümen Natur viel früher, als ſie bey uns rege werden. Man wird uns dieſe Anmerkung zu gute halten; ſie beſchimpft ihre Jugend nicht.

Trägt

Trägt es ſich nicht auch manchmal zu, daß junge Frauenzimmer, wenn ſie gleich durch die Vorſicht ihrer Aeltern, oder durch die Wachſamkeit ihrer Vormünder wider die Gefahr der Verſührung noch ſo genau in acht genommen werden, dennoch zuweilen den günſtigen Augenblick finden, da ſie durch Hülfe der verliebten Seufzer, welche ſo zu reden die Schlöſſer und Riegel erweichet haben, ſich von ihrem Zwange befreyen? Ovidius giebt uns ein merkwürdiges Beyſpiel davon an der Danae, welche Jupiter unter der Geſtalt eines gůldnen Regens ſchwängerte. Die ehernen Mauern laſſen ſich durch die mächtigen Reizungen bewegen, die in den Augen unſrer Göttinn der Liebe glänzen. Die Augen des Argus betrügen ihn ſelbſt, wenn eine Jo ſeiner Aufſicht anvertrauet wird.

Der Graf von Totleben, fährt der Geſchichtſchreiber fort, wurde von dem Herrn dü P***, welcher ehemals Officier unter ſeinem Regimente geweſen war, verfolget, und nebſt dem entführten Frauenzimmer angetroffen; und dieſes zwar aus Empfindlichkeit über eine Beſchimpfung, die ihm ehemals wiederfahren war. Aber könnte man nicht mit einiger Wahrſcheinlichkeit vielmehr folgenden Schluß daraus ziehn?

In Anſehung des holländiſchen Geldes, das in dem Herzogthume Cleve, ſeines guten Gehaltes wegen, in Vergleichung gegen das einheimiſche ſehr geſchätzt wird, welches viel ſchlechter und ſchwer zu bekommen iſt, wurde Herr dü P * * * nicht ſo wohl

aus

aus Rachbegierde angereizt, als vielmehr durch die Begierde angefeuert, das Blutgeld, welches, wenn ich mich ſo ausdrücken darf, auf den Kopf des Grafen geſetzt worden war, zu verdienen, um den leeren Raum zu erfüllen, den der beſtändige Mangel an Gelde in ſeinem Beutel veranlaßte.

Der Graf vermählte ſich alſo unter dem Schutze des preußiſchen Monarchen; aber wer wird uns dieſe Schwierigkeit auflöſen? Es ſcheint, als habe ſich das Glück ordentlich zum Geſetze gemacht, Totleben bloß durch Widerwärtigkeiten groß zu machen. Die Annehmlichkeiten der jungen Gräfinn waren die Klippe, an welcher ſein Glück ſich ſtoßen und zerſcheitern ſollte. Der Markgraf C. brannte vor Begierde, den friſchen Geruch einer ganz neu aufgeblühten Roſe durch vergiftete Küſſe zu verderben. Die Liebe, dieſe Tyranninn der Herzen, rechnet den Mord für nichts, und fragt wenig nach der Strenge der Geſetze. Dieſe gefährliche Leidenſchaft entzündete das Feuer der Zwietracht, und Totleben, der auf ſeiner Seite durch die Jugend ſeiner Gemahlinn, und auf der andern durch den Vorzug eines furchtbaren Nebenbulers, einem gegründetem Verdachte zum Raube wurde, weis nicht, wie er ſich bey einer ſo gefährlichen Sache in den gehörigen Schranken halten ſoll. Seine heftige Liebe vermehrte ſeinen Verdacht, und die Vernunft, die ihn bey überhäuften Bekümmerniſſen verläßt, ſetzt ihn außer Stand, die ſchicklichſten Mittel zu ſeiner Rache gehörig zu unterſcheiden. Er berſtet vor geheimem Verdruſſe, er wird

ſo wütend, daß er endlich gar in Ausſchweiſungen aus-bricht; und zwar auf eine ſo unbeſonnene Weiſe, daß man davon Anlaß nimmt, die Kette ſeiner Unglücks-fälle zu vergrößern. Die Eheſcheidung wurde für rechtmäßig erkläret, und Totleben zur Verbannung verurtheilet, damit er den Abſichten, ein Bette zu be-flecken, welches durch die Banden der Ehe geheiligt war, nicht mehr im Wege ſeyn möchte.

O edle Seele! Muß man ſich noch an deiner Ehre vergreifen, um deine Widerwärtigkeiten zu ver-mehren? Faße ein Herz, großmüthiger Krieger. Du wirſt deine Glückſeligkeit auf die Trümmern des Unterganges deiner Neider gründen. War nicht Alexander der Große ein Verbannter, da er die Reiche der Erde durchſtrich, um ſich unſterblich zu machen? Eben ſo wirſt du deinen Feinden zum Troz-ze, deinen Heldennamen über das Firmament erhe-ben. Mich dünkt, ich ſehe bereits deinen Fürſten deine Unſchuld erkennen, oder dir vielleicht einen klei-nen Fehler, der durch die Vergrößerungsgläſer der Höflinge ſo groß worden iſt, großmüthig verzeihn; mich dünkt, ſage ich, ich ſehe, daß der Friede die Herzen Sr. zariſchen Majeſtät und des großen Friedrichs wieder vereinigt. Ihr aber, Feinde, werdet wegen eures Betragens im Kriege beſchämet ſeyn, und alsdann wird ein ieder gewahr werden, daß ihr weiter nichts athmet, als die Ehre, in das Verzeichniß vergötterter Helden eingeſchrieben zu werden.

Zwey-

Zweytes Kapitel.

Wie ſich der Palmbaum erhebt, trotz der Laſt, die ihn niederdrückt; eben ſo muß ſich ein beherzter Mann über die Widerwärtigkeiten des Glücks erheben.

SCHVPPIVS SPEELP.

Hat iemals ein Menſch dieſen Ausſpruch bewieſen, ſo iſt es der große Totleben. Er hat die eigenſinnigen Schickungen des Glückes mit einer Standhaftigkeit ertragen, die man nur bey ſolchen großmüthigen Seelen findet, wie die ſeinige iſt.

Wir begehren eben nicht von Puncte zu Puncte auf die verläumderiſche Geſchichte des Grafen zu antworten; dieſes hieße, zu viel Zeit auf eine mörderiſche Schrift wenden. Derjenige, welcher unter zwey Uebeln das geringſte erwählt, handelt klüglich. Mithin wollen wir auch unſerm Hange vorzüglich vor der Methode eines verachtungswürdigen Geſchichtſchreibers folgen. Wenn auch in unſrer Schrift durchaus die Unordnung herrſchen ſollte, was liegt daran? Vielleicht würde es noch ſchlimmer ſeyn, wenn wir ihn zum Muſter annähmen.

Wer

Wer nur die Augen auf das Meiſterſtück dieſes Schriftſtellers geworfen hat, muß die merkwürdige Begebenheit von vier Feuereſſenkehrerjungen geleſen haben, die ſich unter die Fahnen des Grafen von Totleben enrolliren ließen, nachher durch die Feuereſſe des einen Hauſes entwiſchten, und durch eine andre wieder herunter ſtiegen, wo ſie auf eine ſehr luſtige Weiſe einen guten Raub bekamen. Wenn man ihn wegen dieſes Hiſtörchens, welches er fälſchlicher Weiſe auf die Rechnung des Grafen ſchreibt, der Lügen überführen will, ſo darf man nur in unſrer hiſtoriſchen Zeitung No. 51. vom 28ſten April 1761. nachſchlagen, wo die gedachte Begebenheit, die ſich in Frankreich zugetragen hat, gemeldet und beſchrieben iſt:

Blois, den 19ten April. Folgende Begebenheit iſt ihrer zuverläßigen Gewißheit unerachtet zu ſonderbar, als daß wir ſie unſern Leſern nicht mittheilen ſollten. Man hat ſie uns in folgenden Worten zugeſchickt.

„Den 2ten dieſes Monats, Abends um 6 Uhr, „entſchloſſen ſich vier Feuereſſenkehrergeſellen, wel„che nichts zu thun hatten und Hunger litten, Kriegs„dienſte anzunehmen; welches ſie auch ohne Verzug „thaten. Sie meldeten ſich bey einem Hauptmanne, „welcher auch einem ieglichen zwey Louisd'or Hand„geld gab. Der Officier ließ ihnen, weil er beſorg„te, daß ſie ihm wieder entwiſchen möchten, einige „Flaſchen Wein in eine Küche geben, worinnen er „ſie einſchloß. Kaum aber hatten unſre Savoyar-

„den dieſelben ausgeleert, als ſie den Schritt, welchen „ſie gethan hatten, zu bereuen anfiengen, und ſich „mit einander beredeten, daß ſie ſich auf die Flucht „machen wollten. Die Feuereſſe war geräumig, „und ſchickte ſich gut zu ihrem Vorhaben. Sie hat„ten gar bald das Dach erreichet; weil ſie aber ziem„lich verlegen waren, wo ſie bleiben, oder wohin ſie „ſich wenden ſollten, ſo faßten ſie den Entſchluß, „nach der Feuereſſe eines Hauſes in der Nachbar„ſchaft zu klettern. Derjenige von ihnen, welcher es „zuerſt wagte, da herunter zu ſteigen, hatte, weil er „allem Anſehen nach einen Fehltritt gethan, das Un„glück, daß er unverſehens in ein Zimmer fiel, dar„innen eilf bis zwölf junge Purſche um einen Tiſch „herum ſaßen, und ſich die Zeit mit dem Würfel„ſpiele vertrieben. Sie erſtaunten und erſchraken „über den Anblick dieſes Schauſpiels, und ihr Schrek„ken wurde um deſto größer, da ſie noch drey an„dre Feuereſſenkehrer nach einander aus der Eſſe ge„ſtiegen kommen ſahen. Sie machten ſich über Hals „über Kopf auf die Flucht, und ließen ihr Geld im „Stiche, welches ſich auf ungefähr 1200 Livres be„laufen mochte. Die Savoyarden ſackten hurtig das „Geld ein, kletterten die Feuereſſe wieder hinauf, „und kamen durch die erſtre wieder in die Küche ih„res Hauptmanns, welcher ſie kurz darauf in der„ſelben beſuchte. Sie boten ihm für den Mann 25 „Louisd'or, um ihre Freyheit wieder zu bekommen; „man wurde des Handels einig, und ſie waren über„aus vergnügt, ohne daß man iemals hätte in Erfah„rung bringen können, wo ſie mit ihrem Raube hin„gekommen wären.„

Nur

Nun iſt ſo viel gewiß, daß dieſe Begebenheit, welche ſich erſt 1761. in Frankreich zugetragen hat, auf vier Jahre früher angeſetzt worden, nach Petersburg verſetzt iſt, und auf Totlebens Rechnung geſchrieben wird, bloß um eine angenehme und luſtige Mine über eine krebsartige Schrift auszubreiten. Heißt dieſes nicht, die Lügen bis zur Hyperbole treiben, und den Leuten durch einen Handel mit bloßen Erdichtungen und zuſammen geſchriebnen Märchen das Geld aus dem Beutel locken? Wir glauben aber, wenn bey der Lügen ein Profit zu machen iſt, ohne daß man bey dem Publico darüber zum Gelächter werden, oder ſich für einen Dieb erklären laſſen ſoll; ſo müſſe die Lügen von dem Lügner ſelbſt erfunden ſeyn, und mit Geſchicklichkeit vorgetragen werden: Auſſerdem wenn er ſie borgt und ſich ſelbſt zueignet, ſo ſetzt er ſich ja in die augenſcheinliche Gefahr, daß er mit eben ſo viel Schanden ertappet wird, als unſer Geſchichtſchreiber.

Welcher unparteyiſche Menſch wird Totleben tadeln, daß er ſich der Hauptſtadt Berlin bemächtiget hat; eine Heldenthat, die von aller Welt ſo geprieſen worden iſt? Verdunkelt das Verhalten dieſes Kriegers bey dieſer Gelegenheit nicht den Glanz aller übrigen Generalen eben ſo ſehr, als die Sonne das Licht der andern Sterne verfinſtert? Iſt er nicht geſchwinder, als irgend einer von ihnen, geweſen, die Ausführung eines Anſchlags zu unternehmen, welcher bloß durch die Maaßregeln des großen Herkules aus Preußen vereitelt wurde?

Dieſe Unternehmung war einem Corps von 36000 Mann, ſo wohl Ruſſen als Oeſterreichern aufbehalten, welche von der großen rußiſchen Armee unterſtüzzet wurden. Der Graf von Totleben, da er ſah, daß ſich eine ſo wichtige Expedition nicht aufſchieben ließe, marſchirt alſo in aller Geſchwindigkeit voraus, da er nicht mehr als ſechs tauſend Mann von ſeinen Leuten bey ſich hat. Er belagert die Stadt; er beſtürmt ſie; er bemeiſtert ſich derſelben; er legt den Einwohnern eine beträchtliche Brandſchatzung auf; er kehrt reich mit Beute beladen, durch unzugängliche Wege friſch und geſund wieder zurück; und das alles mit ſo viel Klugheit und Heldenmuthe, daß den großen Friedrich der Schade, den er darunter litt, nicht ſo ſehr dauerte, als es ihn kränkte, daß eine ſolche Heldenthat nicht unter die ſeinigen gezählt werden konnte.

Die Wut der Soldaten, und beſonders der Coſaken, hat freylich die Gränzen gar ſehr überſchritten, welche die Kriegsgeſetze vorſchreiben; aber man ſage mir, ob dieſes auf Befehl ihres Anführers, oder aus ihrem eignen Antriebe geſchehen ſey? Wir ſind ſelbſt dieſen blutigen Fahnen gefolgt, und haben mehr als einmal geſehen, wie unmöglich es iſt, eine Armee, welche Lorbern einerndet, in ihrer Schuldigkeit zu erhalten. Man führe uns einen einzigen Sieg an, da der Soldat nicht Zeichen der Frechheit gegeben hätte.

Der Fürſt unter den epiſchen Dichtern der vereinigten Provinzen führt in ſeinem Werke, welches den Titel hat, Geysbrecht van Aemſtel, und namentlich

namentlich im letzten ſeiner Geſänge, den Herrn van Vooren auf die Bühne, welcher klärlich zu verſtehn giebt, daß es eben ſo leicht iſt, einen Löwen zu bändigen, wenn er ſeine Ketten zerbrochen hat, als einen Soldaten, deſſen Muth lange genug gereizt worden war, zu zwingen, daß er der Vernunft Gehör gebe.

Wie geht es alſo denn zu, daß man aus einem eingewurzelten Haſſe und einem parteyiſchen Neide wider das Betragen des einen vielmehr loszieht, als wider das Verfahren eines Andern; da man doch nicht vorausſieht, auf welche Seite der größte Tadel hinfallen ſollte? Man muß die Thaten großer Helden ohne Vorurtheil betrachten, oder mit ſeinem Urtheile darüber fein an ſich halten. Iſt man nun mehr zu jenem geneigt, als zu dieſem, ſo ſteht es einem frey, daß er ſein Beſtes mit dem Degen verfechten, und ihm ſeine Feinde beſtreiten helfen kann; nicht aber, daß er den Gemüthern ſchlechte Begriffe zum Nachtheile eines Prinzen, oder andrer, wegen ihres hohen Ranges ehrwürdiger Perſonen, zum Aergerniſſe der Einwohner unſrer Republic, und zum Nachtheile der Ruhe beybringe, deren ſie itzt insgemein genießen. Was haben wir für Grund, einem Prinzen Mißvergnügen zu machen, deſſen Vorfahren uns iederzeit mehr Zeichen ihrer Liebe gegeben haben, als allen andern Nationen?

Warum wollen wir den Namen des Grafen von Totleben beſchimpfen, als ob alle ſeine Thaten der Billigkeit und den Geſetzen des Krieges zuwider wären? Was für unermeßliche Summen hat nicht die Stadt Leipzig

zig allein ihrem Ueberwinder geben müſſen? Was für Brandſchatzungen hat nicht das Herzogthum Cleve von Zeit zu Zeit bezahlen müſſen? Mit einem Worte, alle Länder, alle Städte, die unter dem beſchwerlichen Joche des Krieges ſeufzen, ſind Zeugen, daß nicht allein der General Totleben, ſondern auch alle andre Officiers ohne Ausnahme zu fürchten ſind, wenn ſie als Feinde kommen. Es mag alſo eine Läſterzunge, die ſich einmal der Verläumdung gewidmet hat, ihren Gift ausſpeyen, ſo arg ſie immer will; ſo wird es doch allemal unſtreitig wahr bleiben, daß der Graf von Totleben Zeichen der Treue in ſeinen Pflichten, und eines unermüdeten Eifers in dem Dienſte ſeines Herrn gegeben hat. Seine Erhebung von dem Poſten eines General-Majors zu der Würde eines General-Lieutenants, und die Vermehrung des Corps unter ſeinem Commando ſind augenſcheinliche Beweiſe davon. Iſt er nachher in Ungnade gefallen, ſo bedeutet dieſes nichts. Je höher die Thürme ſind, deſto leichter werden ſie von dem Donner getroffen. Man lebt nur ſo lange ohne Neider, als man ohne Glück iſt. Scipio der Afrikaner mußte erſt ganz Africa unter die Botmäßigkeit der Römer bringen, ehe er ins Elend verbannet wurde. Boethius mußte auch der Stadt und dem Senat zu Rom unzähliche Dienſte leiſten, ehe er das Gefängniß zur Belohnung auf ſeine übrige Lebenszeit bekam. Und doch kann es noch ſeyn, daß die Römer ihre guten Urſachen gehabt haben, dieſe beiden großen Männer zu verurtheilen. Es iſt gefährlich, die Geheimniſſe der Fürſten aus-

zu-

zuforſchen; und wider die chriſtliche Liebe, die Elenden zu unterdrücken. Heute erhebt uns das Glück, und morgen erniedrigt uns das Schickſal wieder. Warum ergötzt man ſich alſo an eines andern Unglücke?

Laſſet uns billig urtheilen, und zuſehn, ob es möglich iſt, von einem Hofe an den andern zu gehn, und ſich anders von demſelben zu trennen, als mit der Strafe der Verbannung, oder dem verhaßten Namen eines Betrügers?

Der ſächſiſche Hof war ſo zu ſagen Totlebens Wiege, wo er ein Hofmann wurde. Seine ungemeinen Vorzüge bahnten ihm den Weg zu Aemtern der Ehre und des Vertrauens. Nachher ward er, wie Phaeton, vom Blitze getroffen, und von ſeinem Wagen ins nichts geſchleudert. Aller Zuflucht beraubet, faßte er den Entſchluß, nach Holland zu gehn. Er bekam daſelbſt einen herrlichen Poſten im Militair-Stande; welches eben ſo viel wäre, als ob wir hier die Geſchwätze der Ausländer für Orakel anſähen, die vom Himmel kämen, daß wir ſo gar, ohne die geringſte Prüfung, das Beſte des Landes einem Unbekannten anvertrauten. Dem ſey wie ihm wolle, genug, er zog ſich binnen kurzem durch verſchiedne ungeziemende Schritte Haß zu; unterdeſſen erhielt er ſich unerachtet der Ermordung ſeines Majors, welche zu Tertholen, entweder durch ihn eigenhändig, oder auf ſeinen Befehl geſchah, dennoch in der Achtung, die man vom Anfange an für ihn gehabt hatte. Hierauf genoß er den Schutz des

preußiſchen Monarchen; als ob ſich dieſer Prinz durch Totlebens Beredtſamkeit verſühren laſſen, und ihn aus einer blinden Leichtglaubigkeit mit Gnadenbezeugungen überhäufet hätte. Noch mehr, nachdem er auf Anhalten des rußiſchen Miniſters wieder nach Holland zurück gekommen war, verwarf er das Anerbieten, welches ihm dieſer that, daß er ſich für ihn bey dem Hofe zu Petersburg intereßiren wollte.

Es kömmt uns die Luſt an, zu unterſuchen, ob dieſes alles die Mine verbindlicher Manieren habe. Hier muß man vor allen Dingen die letzte Intrigue des Grafen bey dem rußiſchen Miniſter anmerken, aus welcher ſich folgende Schlüſſe ergeben: ob der Graf von Totleben beſchuldiget wurde, daß er in vielerley Dingen Betrügereyen geſpielt habe; ob der Miniſter, ſeiner Pflicht gemäß, wegen der Perſon des Grafen gehörige Erkundigungen eingezogen, oder ob er ſeinen Hof ſchon freywillig und vorſätzlich betrogen habe, indem er ihm die Verdienſte eines unwürdigen Subjects angeprieſen? Von allen dieſen Folgerungen iſt gewiß eine wahr; ich denke, die erſte; nämlich, daß man viel Dinge auf Totlebens Rechnung geſchrieben, an die er niemals gedacht, und die er noch weniger gethan hatte. Denn wie konnten dem Miniſter ſo viel abſcheuliche Bosheiten unbekannt ſeyn in einem Lande, wo die meiſten davon vorgegangen ſeyn mußten, und zwar zu einer Zeit, da der Graf noch ſeine Beſoldung vom Staate genoß? Alſo, an ſtatt daß er ſeinen Hof betrogen hätte, ſo hat er demſelben vielmehr wohl gedient, indem er ihm den

den Grafen von Totleben anpries; welches ſich auch durch die wichtigen Dienſte an den Tag gelegt hat, die der Graf nachher dem Hofe leiſtete.

So wohl als es den Augen der Sterblichen verborgen iſt, wie die Götter unſre Verfahren erkennen; eben ſo wohl iſt es vor den Augen der Völker verborgen, wie die Fürſten ihre Gedanken errathen. Unterdeſſen iſt einer guten Regierung nicht wenig daran gelegen, daß ſie die Denkungsart ihrer Unterthanen wiſſe. Der Geſchichtſchreiber des Grafen von Totleben trachtet nicht allein ſeiner Ehre nach, ſondern er verläſtert auch alle Höfe und Mächte, von denen derſelbe einige Wohlthaten genoſſen hat; als ob ſie ſo unachtſam wären, daß ſie gar nicht auf Verdienſte Achtung gäben. Daher nennen wir dieſen verführeriſchen Kopf mit allem Rechte den wieder auferſtandnen Machiavell. Wir wünſchen ihm herzlich eine Doſin geſunde Vernunft, damit er aufs künftige klüger werde.

Drittes Kapitel.

Niemand kann ſich vor ſeinem Tode glücklich preiſen, ſagte Solon; und eben dieſes könnte auch der Graf von Totleben ſagen. Nachdem er durch ſeine Verdienſte die höchſte Stufe der Ehren erſtiegen hat, ſo ſieht er ſich auf einmal zu einem beweinenswürdigen Schickſale herabgeſtürzt. Sollte er auch in einem oder dem andern Umſtande gefehlt haben, oder ſollte der Neid ſein Glück nicht länger haben mit anſehn können, ſo iſt doch dieſes eine Sache, deren Unterſuchung ſeinem Herrn, und nicht unſerm Urtheile zukömmt. Wenigſtens iſt ſo viel wahr, daß er für ſtrafbar erachtet, und als ein Miſſethäter in Arreſt genommen worden iſt. Um Hochverraths willen, verſichert ſein Geſchichtſchreiber, welcher in einem Briefwechſel mit dem Feinde beſtanden haben ſoll. Aber beleidigt er nicht damit den großen Friedrich auf die erſchrecklichſte Art? Wo hat man iemals geſehen, daß dieſer Prinz ſeine Zuflucht zur Verrätherey genommen hätte, um ſeine Feinde zu beſtreiten? Wer kann uns nur das geringſte Merkmaal darthun, daß er ſich iemals dieſes Mittels zu bedienen geſucht, oder gar daß er es ſich wirklich zu Nutze gemacht hätte? Das Gegentheil iſt ſo klar, als der Tag; und ob man ihn gleich mehr als einmal ſelbſt zu verrathen verſu-

chet hat, ſo iſt er doch niemals geneigt geweſen, dieſem Exempel zu folgen. Die Fürſten, ſagt das Sprüchwort, lieben die Verrätherey, und haſſen den Verräther. Weit über ſolche Geſinnungen erhaben, verachtet dieſer edelgeſinnte und großmüthige Herkules den Verräther, und verabſcheut die Verrätherey. Seine unnachahmlichen Heldenthaten geben uns ſattſam zu erkennen, daß eine Seele, die ſo erhaben iſt, als die ſeinige es durch Muth und Kriegswiſſenſchaft iſt, ſich aus allen Verlegenheiten, wenn die Umſtände auch noch ſo kritiſch ſind, herauszuwickeln weis. Laſſet uns auf einer andern Seite unterſuchen, was für ein dringender Bewegungsgrund ihn angereizt, Totlebens Treue zu verſuchen, und dieſen bewogen hätte, ſeine Pflicht zu vergeſſen? Sollen wir ſagen, es ſey die Hoffnung zu einer noch höhern Beförderung? Weit gefehlt, da er bereits eine der ehrwürdigſten Hauptperſonen unter der rußiſchen Armee war. Aber mit einem Worte, geſetzt auch, er wäre ſeinem Herrn untreu geweſen, welcher andre würde iemals das geringſte Vertrauen in ſeine Perſon geſetzt haben? Er iſt auch zu vernünftig, als daß er nicht begreifen ſollte, daß die gewiſſe Belohnung einer niederträchtigen That eine ewige Schande für den iſt, der ſie erhält.

Will man ſich deßwegen auf die Zeitungen und öffentlichen Nachrichten berufen, als auf Gewährleiſtungen deſſen, was ſie in Anſehung dieſes Punctes gemeldet haben; ſo iſt dieſes für einen Geſchicht-

ſchreiber

ſchreiber eine erbärmliche Rechtfertigung. Er muß entweder ein Augenzeuge von dem, was er ſchreibt, geweſen ſeyn, oder es aus dem Munde ſolcher wahrheitliebenden Leute haben, daß man eben ſo wenig an der Wahrheit der Sache zweifeln darf, als wenn ſie ſich vor ſeinen Augen zugetragen hätte. Dazu muß man noch hinzuſez-zen, daß die Nachrichten von Verſchiednen in der Verſchiedenheit der Zeit und der Oerter überein-ſtimmen müſſen. Die Autorität der Zeitungen iſt in Sachen von ſolcher Wichtigkeit von allzu gerin-gem Gerichte; zu geſchweigen, daß die Politik der Zeitungsſchreiber auf ihr eignes Intreſſe abzielt. Dieſes iſt die Urſache, warum man in ihren Blät-tern die Wahrheit ſo oft in ſo vieldeutige Ausdrük-ke eingewickelt findet, daß man faſt ſelbſt nicht weis, was man lieſt, oder was man davon glau-ben ſoll. Sie werden ſprechen — — Man will von guter Hand wiſſen — — Es breitet ſich hier ein glaubwürdiges Gerücht aus — — Man denkt, mit Grunde verſichern zu können — — — Die-ſe Sprache, wenn ſie zween oder drey Poſttage hinter einander wiederholet wird, iſt hinlänglich, einen Umſtand ſo gewiß zu machen, als die Wan-derung der Seelen im Königreiche Siam.

Glaube mir, geliebter Leſer, hätteſt du auch das Genie des göttlichen Plato, und den Geiſt der ſieben Weiſen in Griechenland mit der Mut-termilch eingeſogen, wenn du nicht ſo glücklich biſt,

daß

daß du die Thorheit der Welt findeſt, ſo ſuchſt du dir umſonſt einen Namen in Iſrael zu machen. Daher kömmt es, daß ſich die Verfaſſer der Zeitungen, wenn ſie Verſtand haben, manchmal genöthigt ſehen, vielleicht wider ihren Willen etwas, das nach dem Geſchmacke ihrer Zeit iſt, hinzuſchreiben, obgleich nicht alles der Wahrheit ſo gar gemäß iſt; damit ſie nur nicht die Begierde der Neugierigen ermüden.

Unſer verwandelter Geſchichtſchreiber hat ſich dieſes liſtige Kunſtſtück nur gar zu wohl zu Nuzze gemacht, damit er nicht hier gar zu ſtrenge zur Verantworung gezogen werde. Jedoch wieder zur Sache.

Die Antwort, welche der Graf von Totleben dem von Aſch mit eben ſo viel Edelmuthe als Zuverſicht bey ſeiner Gefangennehmung gab, iſt ſchon allein für ſich ein hinlänglicher Beweis, wie rein er in ſeinem Gewiſſen geweſen ſey.

Hierbey fällt mir noch eine andre Anmerkung wegen der Umſtände bey der erſten Ehe des Grafen ein. Nach allen den Widerwärtigkeiten, Beſchwerden und Mißvergnügen, welche man Totleben ſchuld gab, ſcheint es ſehr erſtaunlich zu ſeyn, daß Kinder, die in der Uneinigkeit und unter Zänkereyen geboren worden, ſo viel Zuneigung für einen unnatürlichen Vater gehabt haben ſollten. Seine Tochter hat ſich dem Könige zu

Füßen

Füßen geworfen. Sie hat es nebſt ſeinen nächſten Anverwandten weder an Bitten und Flehen, noch an den beweglichſten Vorſtellungen für die Erhaltung ihres Vaters, weder an Sorge noch Mühe fehlen laſſen, die Barmherzigkeit der Hochſeligen Kaiſerinn von Rußland zu erregen. Was können Kinder guter Art und Verwandte mehr thun, die Welt von ihrer Liebe und Zuneigung zu überzeugen? Nicht weniger erſtaunend iſt es, wie ein Mann von ſo ſeltſamer Gemüthsart, als der Geſchichtſchreiber uns Tottleben ſchildert, ſich noch um das Beſte ſeiner Kinder bekümmern kann. Indeſſen liegt es doch aus gewiſſen Umſtänden, welche ſeine Tochter und den Obriſt-Lieutenant betreffen, klärlich am Tage, daß die vornehmſte Sorge des Grafen dahin gegangen ſey, für das Beſte ſeines Kindes bekümmert zu ſeyn; welches lauter Zeichen einer wahrhaftig edlen Seele ſind.

Die Tochter will für ihren Vater ſterben, und auf ſolche Weiſe einen Helden erhalten, der durch ſeine Tapferkeit einen wankenden Thron unterſtützen kann. Dieſer Admetus braucht nicht erſt vergeblich einen Bürgen unter ſeinen Rittern zu ſuchen; ſeine eigne Tochter bietet ſich zum Opfer an, nicht wie eine verzweifelte Lucretia, ſondern wie eine andre Alceſte. Hier verſtummen die Läſtermäuler; hier halten die Federn der Schriftſteller inne, damit ſie ſich nicht in Lobreden ausbreiten, die einer ſolchen Tochter gebühren. Hier

ſehen

ſehen auch ſo gar die Dichter, die ſonſt Dollmetſcher der Götter ſind, einander ſtarr und ſteif an, und keiner hat das Herz, die Muſen anzurufen, aus Furcht, daß er eine That, die ſo ſehr geprieſen zu werden verdient, nicht würdig genug beſingen werde.

Der Geſchichtſchreiber beweiſt eine wunderbare Erfindungskraft in dem nächtlichen Geſpräche des Grafen von Totleben mit ſeinem Stockmeiſter. Er macht einen Aufſatz von ſehr außerordentlichen Ideen daraus, ohne zu überlegen, daß es keinem Gefangnenwärter erlaubt iſt, mit ſeinen Gefangnen weiter etwas zu reden, als was ſein Amt angeht; weit gefehlt, daß er außer der geſetzten Zeit, ein Geſpräch mit ihnen anfangen ſollte, beſonders von ihrer Unſchuld oder von ihrem Verbrechen, er müßte denn ausdrücklichen Befehl von dem Richter dazu haben. Dieſen Umſtand hat uns der Geſchichtſchreiber zu ſagen vergeſſen. Welch eine Thorheit! Man will die Welt betrügen, und ihr kleine verbrämte Märchen für Cabinetsgeheimniſſe aufheften. Wer kann uns berichten, was ein Gefängner unter den eiſernen Thüren eines abſcheulichen Kerkers ſagt oder denkt? Durch was für einen Zufall iſt dieſes Geſpräch bekannt worden? Von Totleben kann man es gewiß nicht haben, da aller Zutritt zu ihm verboten war; ja, auch nicht einmal vom Stockmeiſter; oder man müßte annehmen, daß er ſich ſtrafbar gemacht, indem er ſeine Pflicht aus den Augen geſetzt hätte.

Von wem wiſſen wir jenen Miſchmaſch von Furcht und Hoffnung, der ſich in Totlebens unruhigem Geiſte regte? Zu geſchweigen, daß es unmöglich iſt, die Gedanken eines Menſchen zu errathen, ſo heißt dieſes auch, einen Eingriff in die Inquiſition thun, wenn man ſich das Recht heraus nimmt, hiervon zu urtheilen.

Es ſcheint, als hätte der Geſchichtſchreiber hierbey einen Gewiſſensbiß gefühlt. Gleich zu Anfange ſeiner Schriſt ſchildert er uns Totlebens Vater als einen ſeltſamen Kopf, und ſagt alles, was er erdenken kann, ſeine Herkunft verächtlich zu machen. Nunmehr aber nimmt er den ehrerbietigen Ton an; er legt ſeiner Familie die Benennung wacker bey, und legt der verſtorbnen Kaiſerinn bey Gelegenheit des Todes des Grafen die Worte in den Mund: Sie werde es ſo zu machen wiſſen, daß ſeine wackre Familie keinen Schimpf davon haben ſolle.

Es iſt Zeit, daß wir den Vorhang aufziehen, und die tragiſche Scene eröffnen, um den Tod des Grafen zu beweinen. Man ſage wie man wolle, daß er noch am Leben ſey, ſo verheelt der Geſchichtſchreiber die Wahrheit ‒ ‒ ‒ ‒ ‒ Die Zeitungen haben uns noch vor kurzem verſichert, man hoffte, Totleben bald wieder in ſeinem vorigen Zuſtande zu ſehn. ‒ ‒ ‒ Wir ſind ſeines Todes nur allzu gewiß, als daß wir uns deßwegen an ſo nichtsbedeutende Gerüchte

rüchte kehren ſollten. Er iſt vor dem Richterſtule des Neides verurtheilet worden, wo die Rachgier das Schwerd führte ⸗ ⸗ Er hat die Laufbahn der großen Männer vollendet; er iſt als ein Märtyrer des Staats geſtorben ⸗ ⸗ ⸗ Man fragt mich vielleicht, worauf ich dieſe Gewißheit gründe ⸗ ⸗ ⸗ Ob wir gleich nicht auf das Heulen der Hunde, oder auf das Schreyen der Krähen achten, ſo ſind doch unſre Träume zu bedeutend, als daß wir ſie dem Leſer nicht erzählen, und ſeiner Frage nicht Genüge thun ſollten.

Wir hatten eine Erſcheinung von dem Mädchen von Holland; ſie ſaß, äußerſt tiefſinnig, und ſchien über die verwirrten Händel in Europa nachzudenken. Wir wurden über dieſen Anblick auf beweglichſte gerührt. Und wenn wir uns nicht mit der Betrachtung getröſtet hätten, daß unſer Land, ſeit dem es ſich zu einer Republic aufgeſchwungen hat, allemal, wie bekannt, von kriegeriſchen Helden vertheidiget worden iſt; ſo würden wir noch viel bekümmerter geweſen ſeyn. Die Bekümmerniß des Mädchens bewog uns, ihr zuzureden. Wir ſtellten ihr die Treue und Wachſamkeit derjenigen vor, denen die Aufſicht über ihren Garten, in welchem die Freyheit herrſcht, anvertrauet wäre. Wir ſetzten hinzu, daß unſre friedfertigen und vereinigten Beherrſcher ſich ihre Vertheidigung angelegen ſeyn ließen; und wenn uns die Nothwendigkeit verbinden ſollte, etwas Groſ-

ſes zu wagen, ſo hätten wir Muth genug, den Degen noch einmal zu ziehn, und ſie vor Beleidigungen in Sicherheit zu ſetzen. Sie antwortete mit niedergeſchlagnen Augen: Ach! ich beſorge eben nicht unter den gegenwärtigen Umſtänden, daß mir irgend ein Unglück unverſehens begegnen ſollte. Ich ſetze mein Vertrauen auf meine Vertheidiger, die ſich durch ihre Liebe zum Frieden hervorthun; aber eine grauſame Beſchimpfung hat mir eine edle Rachgier eingeflößt. Sehet ihr nicht zu meiner Schande, daß meine Kleider mit Blute beſpritzt ſind? Wie kann ich in einem ſolchen Aufzuge meinen Nachbarn vor die Augen kommen? Die Neugier bewog uns, ſie um die Urſache dieſes Zufalls zu befragen; ſie gab uns die verlangte Nachricht mit folgenden Worten:

Es kam ein Taugenichts, wie raſend, hergelaufen, und wollte ſeine Zuflucht bey mir nehmen, um den Gewiſſensbiſſen zu entfliehn, die ihn verfolgten. Verberget mich, ſchrie er, verberget mich! ich habe den großen Totleben ermordet. So war Mycen, der Mörder ſeiner Mutter, den die Raſerey von Argos bis auf das Gebirge Taurus verjagte. Das zerſchmetterte Gehirn und das Blut dieſes großen Helden machte ihn unkenntlich. So bald er an mich heran kam, und dieſes Kleid von weißem Atlaß befleckte, fühlte ich die Lanze in meiner Rechten zittern. So wurden zur großen Betrübniß der Einwohner von

Gnidus

Gnidus und Paros die Meiſterſtücke des Praxite-
les durch die Verzweiflung unverſchämter Lotterbu-
ben beſchädiget. Er verſteckte ſich unter dem Unkrau-
te, das in meinem Garten wächſt; wenn es aber
ausgejätet, und die verdorrten Zweige abgeſchnit-
ten werden, ſo kann er ſicherlich erwarten, daß
er entweder das Leben verlieren, oder mit einer
ewigen Verbannung beſtrafet werden wird — —
Siehe, geliebter Leſer, ob dieſer Traum nicht ei-
ne Weißagung iſt. Haben wir alſo nicht Urſache,
zu glauben, daß dieſer große Held ſeine Augen
auf ewig geſchloſſen habe? Fragſt du, wer ſeine
Richter, ſeine Henker geweſen, und wo er hin-
gerichtet worden iſt, ſo wirſt du uns erlauben,
daß wir dich an ſeinen Geſchichtſchreiber verweiſen.
Er ſelbſt hat ihn in ſeiner Schrift ohne vorher an-
geſtellten Proceß gerichtet, ohne vorhergegangne
Interrogatorien verdammet, und ſein Blutgerüſt
aufgebaut; er ſelbſt hat dieſen großen Mann dem
Scharfrichter in die Hände geliefert, ihn als ein
Mörder umgebracht, und ſeinen Ruhm nebſt dem
Andenken ſeiner unvergleichlichen Thaten unter-
drücket; ja, er meynt auch noch, ſo wenig iſt er
bey ſich ſelbſt, daß er ſich einen unſterblichen Na-
men gemacht, indem er die Ehre des Grafen von
Totleben vernichtet hat.

Hier würde der Ort ſeyn, da wir dieſen Phönix
aus ſeiner Aſche wieder aufwecken könnten, wenn
wir nicht noch dasjenige zu unterſuchen hätten,
was man ein politiſches Teſtament nennt.

Der

Der Geſchichtſchreiber hat ſich das Pontificat Sixtus des Fünften auf eine ſeltſame Weiſe zu Nutze gemacht, ſich gewiſſe Grundregeln zu ſchmieden, die ihm eine Einſicht in die Staatskunſt der Höfe verſchaffen können; aber ſein machiavelliſtiſcher Geiſt verderbt ſein ganzes Syſtem. Ein guter Hofmann kann, nach ſeinen Grundſätzen, nichts andres ſeyn, als ein unehrlicher Menſch. Er lehrt uns, wenn ein Fürſt grauſam ſey, ſo müſſe man es mit ſeyn — — Mit einem Worte, unſer Herz müſſe ſo biegſam ſeyn, als eine wächſerne Naſe, die der Hand gehorcht, und fähig, ſich in allen Betrachtungen nach dem Willen des Fürſten zu richten. Hierinnen beſteht die ausſtudirte Wiſſenſchaft des Geſchichtſchreibers, wenn man ſein Glück machen will. Eine andre Lection, die ſeines erhabnen Geiſtes würdig iſt, iſt die Lehre, die er uns giebt, wie man ſich bereichern ſoll. Du mußt, ſagt er, ingeheim Schätze ſammlen, und ſie aus dem Lande ſchicken; unterdeſſen aber mußt du vor den Augen der Welt dich völlig anſtellen, als wenn du der ärmſte Menſch wäreſt — — Man muß bekennen, dieſer Erinnerung fehlt es nicht gänzlich an Politik; aber es kömt bloß dem Lehrer zu, derſelben zu folgen. Denn ieder ehrliche Mann wird es wohl bleiben laſſen, die Gränzen der Vernunft ſo weit zu überſchreiten. Was er vorſchlägt, iſt eine Anſpielung, die er auf die Schätze macht, mit denen er den Grafen von Totleben in ſeiner Geſchichte ſo freygebig beſchenkt.

Jedoch

Jedoch laſſet uns hiervon abbrechen, und dieſes Teſtament annulliren; der Notarius, der das Original davon aufbewahrt, würde auch eben ſo ſchwerlich zu finden ſeyn, als wenn er in dem Monde wohnte; oder man würde ihn ſo gar auch mit den Teleſkopen des Huygens, welche man für die beſten hält, vergeblich ſuchen.

Es iſt Zeit, daß wir unſern Helden nach dem Beyſpiele eines Theſeus, welcher mit ſeinem Freunde in den Tartarus hinunter fuhr, wider die hölliſchen Ungeheuer zn fechten, aus dem Grabe holen, und ihm das Leben wiedergeben. Der erlauchte Totleben iſt lange genug ein Spott ſeiner Feinde geweſen; es iſt billig, daß wir ihn an dem rußiſchen Hofe wieder mit einem größern Glanze, als iemals, erſcheinen laſſen. Schon fangen die Wolken an, ſich zu zertheilen, und machen der Morgenröthe Platz, indeß daß der Haufe ſeiner Feinde zu dem Netze zurücke prallt, welches man ihm gelegt hatte.

Wo ſind denn nun die avthentiſchen Beweiſe von ſeinem Tode; die Geſpräche eines Mannes, der mit dem Tode ringt; jene zärtlichen, aber traurigen und letzten Abſchiedsworte an ſeine Kinder? Wo iſt der Becher dieſes Hannibal, wo iſt das politiſche Teſtament, dieſe ausſtudirte Schrift? Ich frage einen iedweden, iſt dieſes nicht alles eine Menge von einfältigem Geſchwätze, ein Gewebe

von aufgeputzten Erdichtungen, die in der Einbildungskraft eines Scribenten geboren ſind, der die Wahrheit haßt? Es wird nicht lange währen, ſo wollen wir ihn unter ſeinen ärgerlichen Schriften erſticken ſehn, wie Tarpeja unter den Schilden der Sabiner erſtickte, nachdem ſie ihr Vaterland verrathen hatte. Unterdeſſen wollen ihn wir der quälenden Reue zum Raube überlaſſen; und für uns es iſt genug, daß wir einen Helden leben ſehen, dem der Neid bereits die Seele entriſſen hatte.

E N D E.

BSB Bayerische StaatsBibliothek
MDZ Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Tottleben, Gottlob Curt Heinrich von, 1715-1773 [Dargestellte Person] [Sonstige]

Leben des Grafen von Totleben, ehemaligen Obristen in den Diensten der General-Staaten der vereinigten Provinzen, und nachherigen General-Lieutenants der Armeen Ihro Majestät der Kaiserinn und Selbsthalterinn aller Reußen enthaltend dessen Begebenheiten und Feldzüge nebst einem Tractat unter dem Titel: Auferweckung und Rettung des Grafen von Totleben

Cölln [i.e. Leipzig] 1762

Bamberg, Staatsbibliothek -- Bip.Bg.o.52
urn:nbn:de:bvb:12-bsb11427970-7
VD18 15327191